



1 / 2009

Vorspiel vor der Himmelstür: Juhnke und der tote Papst	- Seite	3
Keine Hilfe beim Sterben: Interview mit Diane Coleman	- Seite	7
In dubio pro vita: Besuch in der Morgenröte	- Seite	8
Dr. Friedrich Mennecke -Ein Arzt schreibt seiner Frau	- Seite	9

mondkalb

ZEITSCHRIFT FÜR DAS ORGANISIERTE GEBRECHEN

Ein liturgischer Wechselgesang aus dem Mittelalter hat die Worte: „Media vita in morte sumus“, was Luther später mit „Mitten im Leben wir sind vom Tod umfassen“ übersetzt. Wenn es so etwas wie eine Allgegenwart gibt, dann ist es die des Todes. Das Leben – eine Insel inmitten des Todesmeeres. Jede Existenz kann sofort nach ihrem Beginn wieder enden. Doch selbst wenn es einige Jahrzehnte währt, das Ende ist garantiert.

Trotz seiner Allgegenwart – der Tod ist aus unserem Alltag verschwunden. Er flimmert zwar als Nachricht oder Actionfilm permanent über die Bildschirme, aber echte Leichen und Sterben zum Anfassen kommen nicht mehr vor. In anderen Weltgegenden ist es noch so, wie

„...vom Tod umfassen“ Trotz faktischer Allgegenwart ist der Tod in unserer Kultur abwesend

von Matthias Vernaldi

es auch bei uns vor einigen Generationen war: der Großvater starb zu Hause. Seine Angehörigen pflegten ihn in der Phase seiner Gebrechlichkeit. Sie saßen am Sterbett, sprachen ihm Trost zu oder bereinigten noch Rechnungen, die mit ihm offen standen. Hatte sein Herz aufgehört zu schlagen, falteten sie seine Hände, hielten die Uhr an und verhängten in allen Zimmern die Spiegel. Ein Verstorbener wurde im Haus aufgebahrt und Nachbarn und Verwandte hielten Totenwache oder kamen zur Kondolenz vorbei. Nach ein paar Tagen (im Hochsommer war das ol-

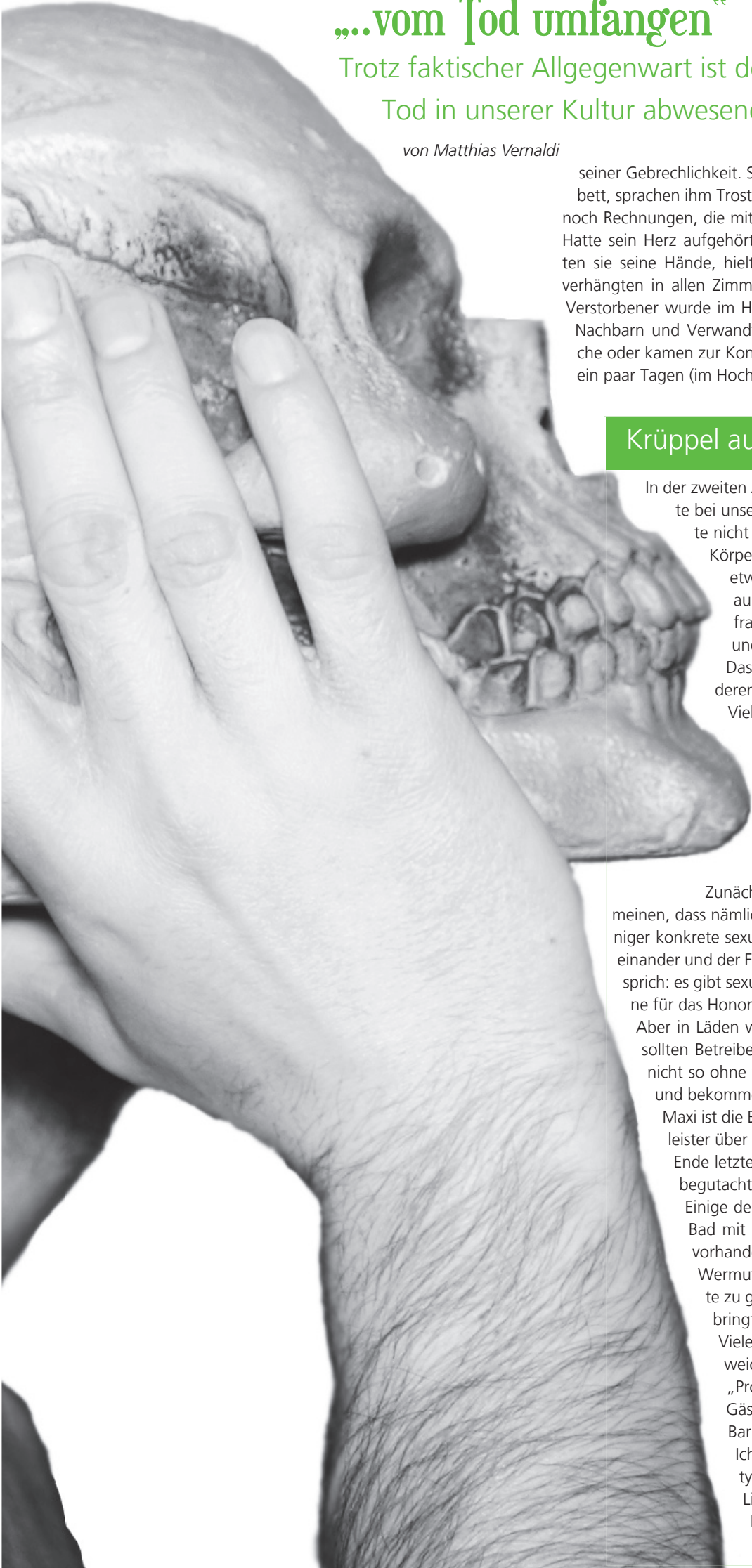
faktorisch nicht immer vor- die Leiche zum Friedhof getragen und bestattet. Jedes Kind bekam auf diese Art mit, wie das mit dem Sterben geht. Es war ihm auch ganz selbstverständlich, dass der knusprige Sonntagsbraten am Freitag noch der bunte Hahn war, der in der Blüte seiner Kraft über den Hof stolz war und dem man am Samstag den Kopf abhacken, rupfen und ausweiden musste, um ihn nun genüsslich zu verzehren. Mit nicht weniger Genuss und Hingabe hatte dieser Vogel zu Lebzeiten schillernde Käfer, träge Würmer und die in der Knochenpresse zermalmt Reste seiner Geschwister zu sich genommen. Uns Heutigen ist das Sterben peinlich geworden. Wir halten es möglichst fern von uns. Opa stirbt in der Klinik oder im

Pfle- geheim. Man sieht ihn dann noch einmal zur Beisetzungsfeier hübsch zurechtgemacht hinter einer Scheibe. Immer öfter gibt es nicht einmal mehr einen Abschied. Die anonyme Bestattung im Gemeinschaftsgrab ist wesentlich kostengünstiger. Die Hähnchenschenkel werden im Supermarkt gekauft und die, zu deren Leibern sie gehörten, hatten nicht die Spur einer Chance, ein buntes Federkleid auszubilden, weil sie in der industriellen Mast spätestens 35 Tage nach dem Schlupf geschlachtet werden. Nichts ist uns gewisser als der Tod und trotzdem leben wir, als wären wir unsterblich. In unserer Selbstwahrnehmung geht es mit uns immer so weiter wie bisher. Mitten im Leben stehen, ist cool. Aber mitten im Leben vom Tod umfassen...? Der Tod ist so absolut
Fortsetzung nächste Seite >>>

Krüppel aus dem Sack

P. R. Iapos

In der zweiten Ausgabe dieses Blattes waren Werbeanzeigen für die Bordelle Liberty und Prestige abgedruckt. Das sorgte bei unserem Trägerverein und auch innerhalb der Redaktion für Kritik, die darin mündete, dass derartige Inserate nicht mehr gedruckt wurden. Warum sollten wir etwas fördern, wo Frauen für Geld fremden Männern ihren Körper zur Verfügung stellten, damit diese mit ihm machen konnten, was sie wollten? Und warum sollten wir etwas bewerben, womit auch noch Dritte Profit machten? Und was hatte das alles mit Behinderung zu tun, außer dass alle Welt den Eindruck bekommt, bei Sex und Behinderung wären ausschließlich Sexarbeiter gefragt? Hauptsache, man muss sich nicht mit der Problematik von körperlichen Normen, Schönheitsidealen und dem eigenen Unvermögen auseinandersetzen. Dass Otto Normalficker die ganze Problematik von sich auf die Professionellen schiebt, ist eine Gefahr. Andererseits ist das Milieu ein entscheidender Punkt, an dem sich Sexualkultur ausformt und weiterentwickelt. Viele Männer nehmen regelmäßig Liebesdienste in Anspruch, andere seltener. Die Statistik sagt jedenfalls, dass jeder im Laufe seines Lebens Kontakt damit hat. Und die vielen Dienstleisterinnen sind ja auch keine Aliens und haben familiäre Einbindungen. So wirkt, was dort geschieht, in eheliche Schlafzimmer und private Spielwiesen hinein. Gut also, wenn Behinderung dort vorkommt. Ich freue mich jedenfalls, dass sich fast zwei Jahre später, in dieser Ausgabe, nun wieder Werbung solcher Art findet. Die Mitglieder der Redaktion stehen dem weiterhin mit unterschiedlichen Haltungen gegenüber, aber auch die eher kritischen können damit leben. Der Redakteur für alles Schöne hat überzeugen können. Zunächst einmal damit, dass es in den meisten Fällen eines Prostitutionsgeschäftes nicht so ist, wie die meisten meinen, dass nämlich der Freier gegen Geld mit dem Körper der Hure machen kann, was er will. Es werden mehr oder weniger konkrete sexuelle Handlungen vereinbart. Wenn es gut geht (wenn die Chemie stimmt), dann haben beide Sex miteinander und der Freier bezahlt. In den meisten Fällen machen die Frauen die Vorgaben, indem sie ihr Programm abziehen - sprich: es gibt sexuelle Handlungen und der Freier bezahlt. Wenn es schlecht geht, dann ist der Freier der Meinung, er könne für das Honorar alles mögliche einfordern, bzw. mit der Hure machen. Auch das kommt vor. Aber in Läden wie den beworbenen kommt so etwas selten vor, weil sie einen Schutzraum darstellen. Schon deshalb sollten Betreiber (eigentlich Betreiberinnen, denn in Berlin führen sehr oft ehemalige Prostituierte die Etablissements) nicht so ohne weiteres in die Ausbeuterecke gestellt werden. Die Frauen arbeiten dort zudem zu fairen Bedingungen und bekommen Werbung, Sicherheit, Gruppenzusammenhalt und Austausch, Sauberkeit und Komfort. Maxi ist die Betreiberin des Liberty. Ich lernte sie vor drei Jahren kennen, als ich beim Bundesverband sexueller Dienstleister über behinderte Kunden sprach. Am Ende des Abends redete ich von meiner Vision des barrierefreien Puffs. Ende letzten Jahres lud sie mich ein, die bauliche Erweiterung ihres Etablissements in Bezug auf Barrierefreiheit zu begutachten. Ich konnte es kaum glauben: Meine Vision war Wirklichkeit geworden! Einige der neuen Zimmer haben deutlich mehr Fläche als das für derartig genutzte Räume üblich ist. Es gibt ein Bad mit unterfahrbarem Waschbecken, einer Rollstuhltoilette und einer breiten Dusche, für die ein Duschstuhl vorhanden ist. Besonderes Ausstattungshighlight ist der elektrische Wannenlifter für den Whirlpool. Einziger Wermutstropfen ist der eng bemessene Aufzug aus den 70ern. Ein E-Rollstuhl von mehr als 1,20 m Länge dürfte zu groß für ihn sein. Maxi hat selbst als Prostituierte gearbeitet und hatte auch viele behinderte Gäste. Heute bringt sie als Chefin dieses Thema bei den Frauen an. Sie weiß, dass Barrieren nicht nur baulicher Natur sind. Viele Prostituierte haben, wie andere auch, Berührungsängste gegenüber stark von den üblichen Normen abweichenden Körpern. „Prostitution kann nur unter menschenwürdigen Bedingungen ausgeübt werden, wenn die Frauen auch Gäste ablehnen können“, sagt sie. „Doch die meisten Frauen hier sind offen für jeden Gast und haben diese Barrieren nicht.“ Ein barrierefreies Bordell ist natürlich auch für Dienstleisterinnen im Rollstuhl interessant. Ich kannte mal eine, die hat in ihrer privaten Hochhauswohnung vor sich hin gewerkelt. Wenn es das Liberty damals schon gegeben hätte, wäre sie vielleicht auswärts arbeiten gegangen. Liberty heißt Freiheit. Natürlich ist das Marketing und man soll dabei an sexuelle Freiheit denken. Jetzt kann auch noch Barrierefreiheit damit assoziiert werden. Geil! ■





”

Denn er weiss, was für ein Gebilde wir sind;
er gedenkt daran, dass wir Staub sind.
Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras,
er blüht wie eine Blume auf dem Felde;
wenn der Wind darüber geht,
so ist sie nimmer da,
und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.
Die Anmut aber des Höchsten
währt von Ewigkeit zu Ewigkeit...

aus Psalm 103 (etwa 1000 v.Chr.)

Anzeige



Literaten aufgepasst!

Keine Kriegsblinden ohne Krieg!

Schorch Kamerun, Ernst Jandel, Christoph Schlingensief und Friedrich Dürrenmatt haben eins gemeinsam. Ihnen wurde der Hörspielpreis der Kriegsblinden verliehen. Die wichtigste Auszeichnung für Hörspielautoren im deutschsprachigen Raum. Und? Wo kommen Kriegsblinde her? Daran sollten Zivis, linke Literaten und andere Drückeberger nämlich auch mal denken.

So manche Literatenkarriere wäre ohne uns und unsere Vorgängerorganisationen anders verlaufen. ... und das gilt nicht nur für Ernst Jünger. So, das wollten wir nur mal loswerden.



Einer muss der Bluthund sein.

Opferecke

Die Frage, die uns heute in dieser Rubrik beschäftigt, berührt ein demokratisches Grundrecht und hat auch eine gewisse politische Brisanz. Sie lautet: Dürfen Wachkomapatienten wählen?

Das deutsche Recht sieht vor, dass Bürger, die unter vollständiger gesetzlicher Betreuung stehen, nicht wählen dürfen. Allerdings muss ihnen das Wahlrecht erst per richterlicher Feststellung entzogen werden.

Es gibt genügend Beispiele, wo Bürger mit schwersten geistigen Behinderungen zur Wahl gehen und von ihrem Betreuer dabei unterstützt werden. Oft ist nicht einmal der gesetzliche Betreuer dabei, sondern Mitarbeiter der Einrichtung. Sie führen dann die Hände ihrer Schützlinge, um sie das Kreuz an der richtigen Stelle machen zu lassen.

Wachkomapatienten dürfen also wählen. Zunächst einmal kann es sein, dass sie noch nicht sehr lange in diesem Zustand sind und ihnen das Wahlrecht nicht entzogen wurde, weil die Wahrscheinlichkeit noch sehr hoch ist, dass sie bald wieder erwachen, oder weil das Gericht den Fall noch nicht bearbeitet hat. Sie erhalten eine Wahlbenachrichtigung.

Es ist aber auch vorstellbar, dass auf Betreiben des Betreuers das Wahlrecht auf Dauer erhalten bleibt. Er muss glaubhaft darstellen, dass er den Betreuten bei seiner politischen Entscheidungsfindung hinreichend unterstützt und dann dessen Entscheidung angemessen umsetzt.

Jetzt mögen die ewigen Bedenkenträger die Gefahr der Manipulation sehen, gar Missbrauch und Instrumentalisierung des Betreuerstatus. Doch hierzulande können Angehörige und Betreuer eines Wachkomapatienten sogar darüber befinden, wie sein mutmaßlicher Wille bezüglich des Weiterlebens ist. Sollte der Patient in seinem Leben vor dem Wachkoma einmal geäußert haben, dass er lieber tot sei, als von Hilfe abhängig, inkontinent und auf Sondennahrung angewiesen, dann kann es passieren, dass man ihn seinem mutmaßlichen Willen folgend verhungern und verdursten lässt.

Dagegen ist doch ein mutmaßliches Kreuzchen bei der NPD nahezu unerheblich. Zudem ist das Wählen ein Akt der Teilhabe behinderter Menschen am öffentlichen Leben.

Interessanter noch ist die Frage, ob Wachkomapatienten auch gewählt werden dürfen. Im letzten Winter stand die Thüringer CDU kurz davor, diese Frage beantworten zu müssen. Der amtierende Ministerpräsident Althaus war nach einem Skiunfall in ein künstliches Koma versetzt worden. Wäre das - was nicht allzu selten ist - in ein Wachkoma gemündet, hätte die regierende Landespartei einen komatösen Spitzenkandidaten für die nahe Wahl gehabt. Niemand hätte wissen können, ob er bis dahin wieder aufwachen würde. Sollten sie nur deshalb einen anderen Kandidaten mit deutlich weniger Chancen aufstellen? Na ja - ist ja gerade noch mal gut gegangen.

Ein Problem hätte Herr Althaus aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gehabt - dass seine Angehörigen gemutmaßt hätten, er wolle im Wachkoma nicht mehr weiterleben. Seine Bezüge wären auch in diesem Zustand derart bedeutend gewesen, dass seine Verwandtschaft ein starkes Interesse an einem möglichst langen Fortbestand seiner Vitalfunktionen gehabt hätte. ■

Fortsetzung von Seite 1

und das passt einfach nicht zur selbstbestimmten, toleranten, demokratischen Grundhaltung. Die Alten hatten es gut. Für die war der Tod nicht das absolute Ende. Sie wussten besser als wir, dass sie sterben würden, aber darüber hinaus ging es weiter. Sie hatten ein Jenseits.

Heine beginnt sein „Deutschland, ein Wintermärchen“ mit dem Entsagungslied eines Harfenmädchens, dem „Eiapoepia vom Himmel“, und setzt dem entgegen: „Ein neues Lied, ein bessres Lied, oh Freunde, will ich euch dichten. Wir wollen hier auf Erden schon das Himmelreich errichten.“. Er postuliert damit den Glücksanspruch des Einzelnen und dessen Verwirklichung - die Grundlage der modernen Gesellschaft und des neuen Selbstgefühls.

Seine kraftvollen Verse sind ein wichtiger Teil des Projekts, an dem unsere Kultur seit mindestens 200 Jahren hart arbeitet: die Abschaffung des Jenseits'. Auf das Hier und Heute kommt es an. Glück und Erfüllung müssen erreichbar sein.

Ging es bisher um die Rettung der Seele, so geht es jetzt um die Rettung des Körpers. Das Fatale ist nur, dass das Seelenheil auch über den Tod hinaus verlagert werden konnte; ja sogar musste. Der Körper aber ist im Tod immer rettungslos verloren.

In fast allen Religionen gilt das Sterben als ein Durchgang, eine Transformation in einen anderen Zustand. Dabei wird lediglich der Leib zurückgelassen. Wir tendieren eher dazu, den Tod als Schlusspunkt zu sehen. Es gibt ja kein Jenseits, in das wir gehen könnten.

Entwicklungspsychologisch gesehen, ist es sehr wichtig, dass wir sterben lernen. Dabei geht es nicht nur um das körperliche Ende. Der Übergang in neue Lebensphasen ist von Krisen geprägt. Sterben können heißt loslassen können und den Verlust akzeptieren, konstatieren, am Ende zu sein. Die Fähigkeit zur Trauer ist gefragt und die Bereitschaft zur Hingabe an das Unbekannte. Wer über das Festhalten und Beharren nicht hinauskommt, wird zum neurotischen Charakter. Wer nicht sterben kann, kann auch nicht leben. Nicht für umsonst heißt der Orgasmus im Französischen „le petit morte“ (der kleine Tod). Hingeben ist immer auch aufgeben.

Es ist ein großes Fließen, das uns durchs Leben trägt. Wir können ein wenig steuern, aber die Richtung lässt sich nicht ändern. Wer sich diesem Fluss überlassen kann, kommt zum Höhepunkt, der immer auch schon auf den Endpunkt verweist. Ist es wirklich der Endpunkt? Jeder Fluss mündet ins Meer. Eigentlich hat dieses die höheren Wellen. Vielleicht ist ja der Orgasmus nicht nur der kleine Tod, sondern der Tod der große Orgasmus. Ein schöner Trost – oder? ■

Blickwechsel

Liebes Tagebuch,

eigentlich wollte ich dir ja heute von dem Kaffeetrinken mit Herrn M. berichten, aber das, was mir davor passiert ist, erscheint mir doch sehr viel spannender. Als ich heute aus der U-Bahn kam (Nähe Berliner Straße), war dort eine Kleine im Rollstuhl mit ihrer Betreuerin. Sie hatten auf den Fahrstuhlknopf gedrückt und warteten. Das Mädchen hatte die Hände nach hinten gestreckt. Ich sag dir, liebes Tagebuch, sie muss unglaubliche Schmerzen ausgehalten haben, die Kleine, und gelächelt hat sie auch noch. Ich bin zu ihr und habe sie beobachtet. Eigentlich wollte ich ihr ja ein bisschen Geld geben, ein, zwei Euro, aber dann wollte ich sie erstmal ein bisschen beobachten. Schließlich habe ich ihr gesagt, dass ich das unglaublich tapfer finde, dass sie so in ihrer Situation auf der Straße herumfährt. Und weißt du liebes Tagebuch, was diese kleine Rollstuhlfahrerin gemacht hat? Sie hat gelacht und dann meinte sie, es wäre auch tapfer von mir, in meinem Mantel auf der Straße herumzulaufen. Der Mantel ist ganz neu und sehr modern. Ich habe ihr ihren kleinen Fehltritt nicht übel genommen und ihr von der Kirchengruppe erzählt, zu der ich immer mittwochs gehe. Und weißt du, was dieses kleine, arme Geschöpf gemacht hat, liebes Tagebuch? Sie hat schon wieder gelacht und gesagt, dass sie so etwas nicht brauche. Ich habe ihr gesagt, das würde ihr aber sehr helfen, und ihr von meiner Großkusine mit dem Schlaganfall erzählt. Der wür-

de es dadurch auch schon wieder viel besser gehen. Ich glaube, liebes Tagebuch, ich habe sie dadurch sehr aufgeregt. Ich glaube, ich habe da etwas bei ihr in Bewe-

Aus dem Tagebuch einer Betroffenen, 28. Januar 2009

von Marie Gronwald

gung ver-
setzt, etwas angestoßen. Denn sie hat angefangen zu grunzen und hat die Augen leicht nach oben gedreht, vielleicht war das auch nur ein leichter epileptischer Anfall, bei dieser schlimmen Krankheit, die sie augenscheinlich hat?
Dann war der Fahrstuhl unten angekommen und wir sind zusammen zum nächsten Fahrstuhl gegangen, der uns auf das U-Bahn Gleis bringen soll. Sie hatte eine Begleitung, die Begleitung hat aber nichts gesagt, nur die ganze Zeit merkwürdig gegrinst. Wir sind zusammen zum nächsten Fahrstuhl gegangen, sie hat mich aber nicht weiter wahrgenommen. Das ist wahrscheinlich ein weiteres Symptom ihrer Krankheit. Die Arme sah wirklich aus, als würde sie jede Sekunde zerbrechen, wenn sie sich noch ein bisschen weiter nach hinten strecken würde. Während wir also zusammen zum nächsten Fahrstuhl liefen, habe ich mir ein Herz gefasst und ihren Arm ergriffen, um ihn auf die Armstütze zu legen. Das sieht doch viel gesünder und weniger schmerzhaft aus, aber sie hat nur aufgeschrien und dann hat auch ihre Betreuerin angefangen zu schreien, dabei wollte ich doch nur helfen.

Sie hat mich angeschrien und gesagt, sie wolle nicht angefasst werden und ich solle sie in Ruhe lassen. So ein undankbares Mädchen. Kein Wunder, dass die so eine Krankheit hat, wenn sie Hilfe nicht mal annehmen kann. Jedenfalls habe ich ihr dann doch noch zum Schluss drei Euro auf den Schoß gelegt, irgendwie habe ich

jetzt doch ein bisschen ein schlechtes Gewissen, liebes Tagebuch. Vielleicht hätte ich sie doch fragen sollen, ob ich sie anfassen kann oder nicht. Andererseits den Waldi, den Dackel vom Nachbarn Paul, den muss ich auch nie fragen, ob er gestreichelt werden will. Der hat das immer gern und über eine Wurst freut er sich auch immer. Woher sollte ich also wissen, dass dieses Mädchen im Rollstuhl meine Berührungen nicht verträgt, das konnte ich doch gar nicht wissen. Jedenfalls, liebes Tagebuch, war ich froh, als sie in einen anderen U- Bahnwaggon einstieg als ich und ich ihre steifen, kleinen, zerbrechlichen Ärmchen nicht mehr sehen musste. Eigentlich kann die einem richtig leid tun, liebes Tagebuch, richtig leid. So ein schweres Schicksal und dann auch noch so depressiv und feindselig. Ich werde morgen in der Kirche für sie beten und für ihre Familie. Und danach, liebes Tagebuch, schreibe ich von meinem Treffen mit Herrn M. Ich sage dir schon jetzt, liebes Tagebuch, du kannst dich auf einiges gefasst machen.

In stiller Freundschaft,
deine Henriette





Vorspiel vor der Himmelstür

Harald Juhnke und Johannes Paul II., beide schon nicht mehr so ganz frisch

von Markus Liske

Dunkelheit. Weihrauchgestank. Aus der Ferne sind Posaunen zu hören. Bööööööööö! Bööööööööö! Dann: Ein Dämmern. Ein diffuses, bleiches Licht breitet sich aus wie das Bleigrau eines Wintermorgens. Es erstrahlt aus einem leeren, grauen Firmament und beleuchtet eine ebenso leere, ebenso graue Fläche, glatt und endlos. Auf dieser Fläche liegen zwei nackte, alte Männer. Mumienhaft dürr und vertrocknet ist der eine, der andere von feister Schwammigkeit. Der Dürre schlägt zuerst die Augen auf. „Hä? Wat is’n jetzt los?“ Er blinzelt ein paarmal irritiert, dann richtet er sich auf. „Ey, dit is unfair! Was soll’n ditte?“ Er sieht an sich hinab, bewegt vorsichtig Hände und Füße. „Mist, verdammter!“ Harald Juhnke kann es nicht fassen. Was soll man denn noch alles tun, damit sie einen endlich in Ruhe lassen? All die Saufgelage, all diese grässlichen Abstürze – aber weder hatte seine Leber den Kampf aufgeben wollen, noch die Fernsehnation ihre Liebe zu ihm. Dabei hatte er sich doch nichts mehr gewünscht als das: Endlich Ruhe! Nicht mal, als er dann seinem Gehirn mit vier Flaschen Wodka den Garaus machte, um fortan sabbernd im Rollstuhl zu sitzen – nicht mal da hatten sie aufgehört ihn zu fotografieren und auf Titelseiten zu setzen. Zum Kotzen! Und dann beschließt man einfach zu sterben, aber was passiert? Man wacht auf. Unfassbar. Wo bin ich hier eigentlich? Harald Juhnke sieht sich um. Graue Fläche, grauer Himmel, keine Horizonte. Ein Sinnbild ewiger Nüchternheit. So sieht sie also aus, die Säuerhöhle. Na, klasse. „Haaalloooo? Haaaaallooooooooo?“ Keine Antwort. Kein Drink. Verflucht. Harald Juhnke steht vorsichtig auf, dreht sich um und zuckt unwillkürlich zusammen, als er den anderen nackten, alten Mann hinter sich entdeckt. Huaaa! Noch einer? Das Gesicht kommt ihm vage bekannt vor. „Hey, du! Aufwachen!“ Vorsichtig tippt er den Dicken mit der Fußspitze an. Der schlägt die Augen auf, erblickt den über ihn gebeugten Juhnke und quiekt verzückt: „Mein Herr Jesus!“ „Nee, Harald. Und wer bist du?“ „Äh ... Karol.“ „Tach schön.“ Der Papst setzt sich auf, erschrickt beim Anblick seiner nackten, schrumpeligen Männlichkeit und faltet schnell die Hände im Schoß. Juhnke lacht. „Na, aber! Brauchst dir doch nich zu schämen, Kalle. Keene Mädels hier. Hier is überhaupt nüscht. Sach an, Kalle: Wo sind wa hier jelandet, wat meenste?“ „Im Himmel, wo sonst? Hosianna! Hosianna!“ „Ach komm, Kalle! Jetzt schau dir doch ma um! Wenn dit der Himmel is, dann bin ick n Engelken!“ Karol blickt sich um, runzelt irritiert die Stirn und blickt sich sicherheitshalber noch mal um, falls er eben was übersehen haben sollte.

„Da kannste ewig kieken. Hier is nüscht außer uns.“ „A ... aber das muss der Himmel sein. Ich bin schließlich der Papst. Hosianna! Hosianna!“ „Ach daher kam mir dein Jesicht so bekannt vor. Is ja n Ding.“ „Und Ihr, lieber Harald, seid Ihr Priester?“ „Nee, ick bin Säuer.“ „Jesusmaria! Wie seid Ihr denn dann hierher gekommen? Ihr müsst auch etwas wirklich Großes geleistet haben.“ „Icke? Na, vielleicht als schlechtet Beispiel. Höhöhö.“ „Aber habt Ihr denn nicht wenigstens den Namen des Herrn“ „Nu mach ma halblang, Kalle. Nüscht hab ick jemacht. Nur jesoffen und den lieben Gott n juten Mann sein lassen. Und ick fühl mir deswejen auch nich schuldig. Keene Ahnung, warum ick so viel jesoffen hab. Stoffwechselkrankheit vielleicht. Oder Psyche. Wat ausse Kindheit. Keene Ahnung. Bin ick nie hinterjekommen. Hab trotzdem versucht dit beste draus zu machen. Zweidrei von denen Filmen war’n janz jut, gloob ick. Mit Gott hatten die aber ooch nix zu tun ...“ Der Papst verfällt in einen weihevollen Singsang: „Herr im Himmel, vergib diesem armen Süüüüünder! Lasse ihn nicht schmoren im Hööööollenfeuer, auf dass seine Seele verdaaaaaammt sei! Sondern erlöse ihn von dem Böööööösen! Denn dein ist die Kraft und die Heeeeeerrlichkeit in Eeeeeewigkeit! Aaaaaamen!“ „Sach ma Kalle, wenn du so’n juten Draht hast, kannste nich noch um n Drink für mich beten? Ick hab schon wieder so’n schlimmen Durst“ „Oh Herr, überhöre diese seine Wooooooorte! Er wandelt im Dunklen und weiß nicht was er saaaaaagt! Erbarme dich seiner und führe ihn zurück auf den rechten Pfaaaaad! Denn dein ist die Kraft und die Heeeeeerrlich“ „KAROL WOYTILA! SCHWEIG!“, donnert es in diesem Moment von irgendwo oben. Beide zucken zusammen und starren elektrisiert in das blassgraue Firmament. Der Papst fasst sich als Erster: „Herr, hier bin ich! Dein Diener ist heimgekehrt! Halleluja! Hosianna! Hosian ...“ „DU SOLLST SCHWEIGEN, KAROL WOYTILA!“ „Ja, Herr! Ich höre dein Wort und gehorche! Ich dein untertäniger ...“ „SCHWEIG ENDLICH!“ Bibbernd sinkt der Papst auf die Knie. „NUN ZU DIR, HARALD! ICH WILL DICH TESTEN!“ „Hoffentlich nich die Leber, höhöhö! Tschuldigung, war nur’n kleeener Spaß. Nüscht für unjut.“ „DEINEN GLAUBEN WILL ICH TESTEN!“ Juhnke hatte so was schon befürchtet. Wenn nur dieses Durstgefühl nicht wäre. Unerträglich. Welch ein Alptraum. Wahrscheinlich bin ich noch gar nicht tot. Das hier muss immer noch das Delirium sein „Dann mach mal hinne, Herr! Ick hab Durst!“

„GLAUBST DU, DASS ICH EINST DIE MENSCHEN AUS DEM PARADIES VERTRIEB, WEIL SIE MIR EINEN APFEL STAHLTEN? GLAUBST DU, DASS ICH SODOM UND GOMORRA MIT BLITZEN ZERSCHLUG, WEIL DIE LEUTE DORT UNZUCHT TRIEBEN, DASS ICH DIE MENSCHHEIT HERNACH MIT EINER SINFTLUT ERSÄUFTE, UND DASS ICH MEINEN EIGENEN SOHN VON EUCH ANS KREUZ NAGELN LIESS?“ „Äh ... nö ... ick ...“ Bevor Juhnke noch etwas über Verhältnismäßigkeiten sagen kann, fällt ihm schon der Papst ins Wort: „Ja Herr! Ich glaube es! Es ist alles wahr! Hosianna! Hosianna!“ „KAROL WOYTILA! HÄLTST DU MICH FÜR EINEN PARANOIDEN WAHNSINNIGEN? NIEMAND MACHT SO VIEL ÄRGER WEGEN EINES BEKLOPPTEN APFELS! NIEMAND SCHLEUDERT BLITZE WEGEN EIN BISSCHEN ANALSEX! UND NIEMAND LÄSST SEINEN EIGENEN SOHN ZU TODE FOLTERN!“ „A ... aber, Herr!“ „SCHWEIG, KAROL WOYTILA! HARALD, DIE ANTWORT WAR RICHTIG. NÄCHSTE FRAGE: GLAUBST DU AN DIE UNBEFLECKTE EMPFÄNGNIS UND DIE JUNGFRÄULICHKEIT MARIAS?“ „Natürlich nich. Ick kann nur sagen“ Abermals ist der Papst aufgesprungen: „Aber ich, Herr! Ich glaube daran! Halleluja! Hosian ...“ „KAROL WOYTILA! JETZT SCLÄGTS DREIZEHN! SO KOMPLIZIERT IST DAS DOCH GAR NICHT MIT DER BIOLOGIE! DASS IHR MEINE SCHÖNE QUANTENMECHANIK NOCH NICHT KAPIERT, OK. ABER DAS MIT DER FORTPFLANZUNG HAB ICH DOCH WIRKLICH SIMPEL GENUG GESCHAFFEN! DAS MIT PIPIMANN UND MUMU, DAS KAPIERT DOCH JEDER VIERZEHNJÄHRIGE! WIE BLÖD BIST DU EIGENTLICH?“ „Aber Herr ...“ „SCHWEIG ENDLICH! DEINE ANTWORT WAR RICHTIG, HARALD. LETZTE FRAGE: GLAUBST DU AN DEN SINN DES LEBENS?“ „Nö, hab ick nie entdecken können. Vielleicht hab ick ja deswejen immer saufen müssen. Hab mir immer jedacht: Wat soll’s? Is ja doch allet sinnlos“ In diesem Moment erschallt ein donnerndes Gelächter. Die blassgraue Ebene bebt. Im blassgrauen Firmament tut sich ein leuchtendes Tor auf. Ein überaus verwirrter Juhnke wird in die Höhe gerissen und durch das Tor gesogen, das hinter ihm wieder zufällt. Ein noch verwirrterer Papst bleibt zurück. Leise kann er noch Gottes Stimme in der Ferne hören: „GEHT MIR AUCH OFT SO, HARALD. WIRKLICH, KONNTE SELBER NOCH KEINEN SINN ENTDECKEN. UND INZWISCHEN FINDE ICH DAS ALLES AUCH ZIEMLICH LANGWEILIG. KOMM MIT. ICH HAB NOCH EIN FLÄSCHCHEN MALT-WHISKY. 125 JAHRE ALT. DAS KRIEGSTE BEI EUCH DA UNTEN ÜBERHAUPT NICHT“ Das Gläserklirren verklingt. Es ist wieder still geworden. Unter einem blassgrauen Firmament steht ein nackter, einsamer Papst auf einer endlosen, blassgrauen Ebene. „Hallo? Haaallooooo?“ ■



”

Ich mache meinen Frieden

Ich mache meinen Frieden mit Dir,
du großer Gott.
Ich nehm’; was du mir bieten kannst,
Leben oder Tod.
Ich will mich nicht mehr drängeln,
und will mich nicht verpissen,
und wer mich angeschissen hat,
will ich auch nicht mehr wissen.
so füll’ ich meinen Becher
und trink ihn bis zur Neige,
nun gib mir schon mein Kreuz
oder meine Geige.

Gerhard Gundermann †1998

Leichenfledderei

Der Mensch in Teilen

von P. R. Iapos

Irgendwie hat es ja immer schon Leichenfledderei gegeben. Vor allem im Krieg. Da lagen die erschlagenen Kämpfer und man sammelte von ihnen alles ein, was sie so jetzt nicht mehr gebrauchen konnten: Klamotten, Waffen, Proviant, Schmuck und Geld. Es war ein Teil des Einkommens der Soldaten. Und auch die Zivilbevölkerung, die ja meist fürchterlich leiden musste, wenn in ihrem Territorium Krieg geführt wurde, hatte so einen kleinen Ausgleich. Das Leichenfleddern war immer etwas Unehrenhaftes, Anrühiges. Unsere moderne westliche Welt aber ist nun wesentlich davon beeinflusst und es wird hoch angesehen.

Die Königsdisziplin der Wissenschaften, die Medizin, konnte sich nur entwickeln, weil Anatomen Leichen zerschnitten. Anfangs war das so verpönt, dass sie es heimlich tun mussten. Bald aber sahen alle ein, dass man etwas in seine Einzelteile zerlegen musste, um seine Funktionsweise zu verstehen. Was brauchte eine Leiche noch einen Körper? Die Lebenden brauchten den Leichnam, um ihr Leichnamwerden zu verzögern. Man begann, den Menschen als Mechanismus zu sehen. Wenn er nicht mehr richtig funktionierte, musste man nur an der richtigen Schraube drehen, und dann ging es wieder. Oder eben ein Ersatzteil einsetzen.

Die Sache mit der Organspende kam auf. Was brauchte eine Leiche ein Herz? Warum sollte man eine solche Hochleistungspumpe einfach wegwerfen, wo sie doch anderweitig noch gebraucht wurde? Das Fatale war nur, dass das

Herz einer Leiche genauso tot war wie diese. Ein funktionierendes Herz bekam man nur, wenn man es aus einem lebenden Leib riss. Man kam auf die Idee, die Organe möglichst kurz vor Eintritt des Todes zu

entnehmen. Damit sich das nicht so brutal anhöre, wie es war, erfand man den Hirntod. Wenn der Körper noch lebte, das Hirn sich aber schon ausgeschaltet hatte, konnte das Schlachten losgehen. Leichenfledderei ist dagegen harmlos. Hier geht es an die lebende Substanz. Nach der Kategorie des Hirntodes erfindet man vielleicht demnächst die des sozialen Todes. Wer nicht mehr leistungsfähig, genuss- oder beziehungsfähig ist, wird zum Recycling freigegeben. ■



Auge auf!

„Schmetterling und Taucherglocke“ - eine eindrucksvolle Romanverfilmung

von Lena Anders

Verfilmungen von Romanen sind nichts Ungewöhnliches. Auf fast jedes gut verkaufte Buch folgt früher oder später die filmische Umsetzung. Meistens gelingt dies nur unzureichend und man hätte sich die entsprechenden Bilder lieber beim Lesen im Kopf vorgestellt, als auf Zelluloid gesehen.

Bei „Schmetterling und Taucherglocke“ hegte man ähnliche Befürchtungen. Da man schon bei der Lektüre dieses Romans die Bilder und Gefühlsmetaphern brillant beschrieben fand, schien eine adäquate Adaption unmöglich zu sein. War es möglich, die ungewöhnliche und sehr humorvolle Gefühls- und Gedankenwelt von Jean-Dominique Bauby filmisch und schauspielerisch umzusetzen?

Bauby war Chefredakteur der „Elle“, liebte sein Leben, gutes Essen und menschliche Kontakte, bis er plötzlich nach einem Schlaganfall durch das Locked-in-Syndrom von der Außenwelt abgeschnitten wurde. Nur mit Hilfe seines Augenaufschlags (einer anderen Äußerung war er nicht fähig) schrieb er einen Roman. Durch die vielen exakten Beschreibungen seiner Umgebung und seiner Empfindungen wurde das Buch zu einem einzigartigen Sprachrohr eines eigentlich stumm gewordenen Mannes. Kurz nach der Veröffentlichung starb er an den Folgen einer Lungenentzündung.

Der Film hatte es also ganz und gar nicht leicht. Aber schon bei der ersten Einstellung wird klar, dass die Aufgaben, die Drehbuchautor, Regisseur und Hauptdarsteller gestellt wurden, sie ganz und gar nicht überforderten.

In der ersten Szene werden wir zu seinem Auge - das einzig beweglichen, lebendigen Körperteil - und sehen die Ärzte und Schwestern im Krankenzimmer über den Patienten reden. Die besondere Kameraeinstellung wirft uns sofort in die Perspektive Baubys. Dieser kommentiert ironisch jede Begegnung und jedes Gespräch, das mit ihm oder über ihn geführt wird. Die Kamera ist das Auge: das Auge des Zuschauers und das Auge des Protagonisten. So liegt man quasi als er selbst im Bett und spürt förmlich, wie man wie ein Riesenbaby von drei Muskelmännern und drei Krankenschwestern gebadet und gewaschen wird.

Die ironischen voice-over Kommentare runden meisterlich dieses einzigartige Kunstwerk ab. Die einfühlsame und außerordentliche Spielweise des Schauspielers trägt durch seine hervorragende Darstellung mindestens zu 90% zu dem Gelingen des Filmes bei. Ganz unsentimental sitzt er mit schiefem Gesicht und abgeklebtem Auge glaubwürdig und sympathisch im Rollstuhl. Noch nie konnte ein Auge derart vielschichtige und differenzierte Gedanken und Gefühle zum Ausdruck bringen. Von Trauer bis Wut spiegelt sich alles in diesem Blick, in der Gestik des Auges wieder. Vom anfangs verschwommenen Blick beim Erwachen bis hin zum Abschiedstelefonat mit der Freundin erlebt man als Zuschauer alles durch dieses Auge.

Ein Filmlebens bis der ganz besonderen Art, bei dem man in jeder Sekunde beide Augen offen lässt. ■

„Schmetterling und Taucherglocke“, R: Julian Schnabel, DB: Ronald Harwood, USA, Frankreich 2007, L: ca. 112min, D: Mathieu Amalric, Emmanuelle Seigner, Marie- Josée Groze

Gallionsfigur Quasimodo

Die Großtante von „Mondkalb“, „Krüppelzeitung“, erschien von 1979 bis 1985. Ein Anfang des Jahres veröffentlichtes Buch zeigt Wirklichkeit und Hintergründe der Postille der emanzipatorischen Behindertenbewegung der Bundesrepublik.

von Karsten Krampitz

Er gilt als Inbegriff von Hässlichkeit: Quasimodo, der Held in Victor Hugos Roman. Durch einen Buckel schrecklich deformiert, wird eines seiner Augen von einer Warze bedeckt. Das jahrelange Glockengeläut Notre Dames hat ihn taub werden lassen. Eben dieser Quasimodo war lange Zeit Symbol der deutschen Behindertenbewegung. Sein Bild illustrierte die Titelseiten der „Krüppelzeitung“, die in den Jahren von 1979 bis 1985 insgesamt 14mal erschien. Was für eine Metapher! Ein Buckliger, der von der Brüstung herab die Nichtbehinderten mit Steinen bewirft und am Ende sogar seinen Pfleger und Erzieher umbringt... – Waren das Zeiten! Wenigstens in Westdeutschland: Die neuen Sozialen Bewegungen sorgten im Zuge der 68er Revolte für ein Aufbrechen alter Strukturen und Normen. Die Friedens- und Umweltbewegung, die Feministinnen – und eben auch die Krüppelgruppen veränderten die Bundesrepublik von Grund auf.

Allein die selbstbewusste Verwendung des Wortes „Krüppel“ empfanden viele in der Behindertenarbeit Tätige als Provokation. Die „Aktion Sorgenkind“ und andere unzählige Helfer hatten sich über Jahrzehnte hinweg für die Integration behinderter Menschen engagiert, dafür, dass aus Almosenempfängern Steuerzahler würden – auf einmal sahen sich die Wohltäter als „Unterdrücker“ beschimpft. Schlimmer noch: Die sich seit 1977 bundesweit formierenden Krüppelgruppen wollten gar nicht integriert werden. Die Gesellschaft hatte sich ihnen anzupassen, nicht umgekehrt.

Zeugnis davon geben die Ausgaben der „Krüppelzeitung“. „Jedem Krüppel seinen Knüppel!“ hieß es in dem Blatt, an dessen Gründung vor dreißig Jahren der Publizist und Behindertenpädagoge Christian Mürner und der ehemalige Redakteur Udo Sierck nun mit einer Monografie erinnern. In nicht ganz freiwilliger Komik erinnern sie sich dabei der üblichen Kinderkrankheit einer Bewegung, des Radikalismus. Denn tatsächlich wurde auch in den Krüppelgruppen die Gewaltfrage diskutiert. Der viel zu früh verstorbene Franz Christoph war es, der auf einer öffentlichen Veranstaltung mit einer Krücke auf den Bundespräsidenten Karl Carstens einschlug. Seinen Angriff erklärte er damit, dass Behinderte permanent strukturelle und auch persönliche Gewalt zu spüren bekämen; von daher sei es nur logisch, „dass manche von uns auf die Idee kommen, uns gegen die Gewalt mit ‚Gewalt‘ zu wehren.“ So geschehen im UNO-Jahr der Behinderten 1981. Man stelle sich vor: Ein Anschlag auf das Staatsoberhaupt – und die Polizei nimmt vom Täter nicht einmal die Personalien auf, geschweige denn, dass eine Strafanzeige erstattet wird! Zum Vergleich: Als Beate Klarsfeld Bundeskanzler Kiesinger seiner NS-Vergangenheit wegen ohrfeigte, verurteilten die Richter sie zu einem Jahr Gefängnis – Franz Christoph bekam Hausverbot. Die Entmündigung Behinderter betraf eben auch das Recht auf Strafe.

Zwei Jahre zuvor hatte Franz Christoph in den Niederlanden politisches Asyl beantragt, wegen „Unterdrückung als Behinderter in der Bundesrepublik.“ Der Antrag wurde abgelehnt, zum Glück, hätte es doch sonst hierzulande womöglich keine „Zeitung von Krüppeln für Krüppel“ gegeben, mit ihren fünfzig Seiten Umfang und einem dreiteilig gestaffelten Preis: Behinderte ohne Job zahlten eine Mark und mit Job zwei, wohingegen Nichtbehinderte für ihre Neugier immerhin fünf Mark zu berappen hatten. Die Preispolitik entsprach der Redaktionsphilosophie: Nichtbehinderte, vor allem solche, die in der Behindertenarbeit tätig waren, hatten sich gefälligst rauszuhalten.

Die „Krüppelzeitung“ sah ihre Aufgabe nicht in der Unterhaltung und Erbauung der Leserschaft; ihr Hauptaugenmerk galt vielmehr der Vernetzung und Verständigung der Gruppen untereinander. Endlich organisierten sich auch die „Krüppelfrauen“, so wird im Buch eine Performance zum Frauentag geschildert, bei der sich die behinderten Aktivistinnen in Laken hüllten und Masken trugen, während vom Tonband die ewig gleichen Sätze zu hören waren: „Toll wie du das im Rollstuhl schaffst!“ oder „Ich bewundere dich, ich könnte das nicht!“

Auch wenn die Krüppelbewegung nicht gerade die Massen der Mühseligen und Beladenen erfasste, gingen doch wichtige Impulse von ihr aus. Den vielbeschworenen „Kampf um die Verfügungsgewalt der therapeutischen Instrumente“ haben sie gewonnen. Ihrem lautstarken Protest gegen die Bevormundung in den Heimen ist es zu verdanken, dass viele Behinderte heute ihren Pflegebedarf selbst definieren, d.h. dass sie gegenüber den Pflegekräften als Arbeitgeber fungieren können. In der Debatte um Eugenik, Präventivsterilisation bei Geistigbehinderten und Genforschung haben die wenigen „Elitekrüppel“ wichtige Akzente gesetzt.

Die Stärke der Krüppelbewegung war aber zugleich ihre größte Schwäche: der Ausschluss der Nichtbehinderten aus den Gruppen und die Beschäftigung mit sich selbst. Nicht so Quasimodo, der einem anderen Menschen Zuflucht vor seinen Verfolgern bot und für diesen Menschen kämpfte. – Esmeralda war nicht behindert. ■

Christian Mürner, Udo Sierck, „Krüppelzeitung - Brisanz der Behindertenbewegung“, ISBN 978-3-930830-80-0, 2009, 184 Seiten, 16

Besuch bei Opa Wilhelm

Leben und Sterben - ein Kaffeetrinken

H.K.E. Peter R. Brochnes

Manche Dinge werden sich nie ändern. „Peter, wo bleibst du? Wir kommen noch zu spät. Ich hab Oma gesagt, dass wir viertel nach zwölf da sind.“ Ich hasse das. Ich bin Mitte zwanzig und habe mich damit abgefunden, dass Älterwerden Nachteile mit sich bringt. Plötzlich versteht man, warum Eltern kaputt von der Arbeit kommen – man ist selbst der Typ, der vom Chef angeschissen wird. Der Bauch bekommt die ersten Ausbeulungen und die fetten Haarwuste, die man am eigenen Bruder immer so eklig fand, hat man nun selbst auf der Brust. Aber all die Ärgernisse des Älterwerdens hätten einen Sinn, wenn die Strapazen der Jugend endlich vorüber wären. „Peeeteeeee! Wir kommen zu späääääät!“ Ok. Nichts für ungut. Manche Dinge ändern sich nie. Auch nicht im Alter.

Mein Bruder? Ich hatte meinen Bruder erwähnt, nicht wahr? Der fläzt hinterm Steuer – hat schließlich bereits seinen eigenen Wagen, der Typ. Peeeteeeee war inzwischen angezogen und hatte sich auf dem Rücksitz verstaut. Nachdem auch Mütterchen und ihr Freund Platz genommen hatten, ging es auf zu Opa Wilhelm.

Eigentlich ist Wilhelm ein ziemlich angenehmer Zeitgenosse. Immer eine Zigarette im Mund, etwas kauzig, was repräsentative Bekleidung angeht, großer Freund aller Kreuzworträtsel und mit einer gesunden Abneigung gegen Geschwätz, das um des Geschwätzes willen gehalten wird. Ein alter Mann mit Hang zu kleinen Albernheiten und einer gehörigen Portion Wut auf die neue Gesellschaft. Er konnte ihr, glaube ich, nicht verzeihen, dass sie sich entgegen den Gesetzen des wissenschaftlichen Materialismus doch durchgesetzt hatte. Ein Großmeister im Ohrenwackeln blieb er. Das kann man in allen Gesellschaften machen. Er, Wilhelm, bewohnt mit seiner Frau, die ein jahrzehntelanges und vollkommen erfolgloses Besserungsprogramm für diesen sympathischen Herrn aufgelegt hatte, ein kleines Haus. Gleich hinter dem Friedhof. Das Besserungsprogramm bestand vor allem in Ermahnungen, weniger zu rauchen, und weil er das immer überhörte, in der Aufforderung besser zuzuhören.

An eben jenem Friedhof fuhren wir grad vorüber. „Lass uns direkt über den Friedhof fahren, wir kommen sonst noch zu spät – ich hab Oma gesagt....“das war die Mutter. Manche Dinge ändern sich nie. Direkt über den Friedhof fahren? Der Südwestfriedhof war ein großer Friedhof – die Toten aus der großen Stadt wurden hier bestattet. Einige Gräber waren hundert und mehr Jahre alt. Der Pomp der Kaiserzeit mischte sich mit dem Pomp der Nazis, zwischen durch ein paar Massengräber mit sowjetischen Soldaten... Nein, an der Größe der Wege lag es nicht, dass es mir unangenehm war, mit dem Auto über den Friedhof zu fahren. An manchen Stellen hätten locker zwei Panzer nebeneinander gepasst. Ich glaub, ich bin in einigen Dingen einfach konservativ. Auch wenn auf einem Friedhof genug Platz ist, finde ich, sollte man nicht mit dem Auto drüber fahren. Mein schwacher Appell an das Gesetz und die Autorität der Verkehrsbeschilderung „Schau mal – da steht: ‚Durchfahrt‘ nur mit Sondergenehmigung!“ wurde schlicht ignoriert. Wir fuhren also mit dem japanischen Mit-

telklassewagen meines Bruders quer über den Friedhof. Vorbei an wilhelminischen Gruften, den Gräbern gefallener Wehrmachtshauptmänner und eben den bereits erwähnten Massengräbern. Den Panzer dort hatte man, das nur am Rande, inzwischen abmontiert.

Schließlich hielten wir an einem kleinen Haus. Vor dem Haus eine ganze Reihe japanischer Mittelklassewagen. Wir waren also nicht die einzigen Besucher und auch die anderen hatten offensichtlich den direkten Weg gewählt. Vorbei an wilhel.... Ich wiederhole mich.

Wir betraten das Haus und da stand er: Wilhelm. Gehüllt in ein schmuckloses Steingefäß mit kupfernem Deckel, war er der Mittelpunkt der ganzen sonderbaren Versammlung. Alle möglichen ehemaligen Arbeitskollegen waren da, allerhand nähere und fernere Verwandte. Ich betrachtete die Anwesenden genau. Mich gemahnen solche Versammlungen immer sehr ans Älterwerden. Nicht, weil sie sich zumeist um einen frisch Verstorbenen drehen, sondern weil man mal wieder Gelegenheit hat, die gesamte bucklige Verwandtschaft auf einen Haufen zu sehen. Man kann dann immer gut sehen, wer graue Haare bekommen hat, wer der letzten vorhandenen gerade verlustig ging und so weiter. Aber darum soll es gar nicht gehen. Im Mittelpunkt stand, wie gesagt, Wilhelm. Die Rede zur Beerdigung hielt nicht etwa ein Pfarrer, sondern wohl auch so ein ehemaliger Arbeitskollege. Der Mann war gut ausgesucht. Man merkte ihm an, dass er irgendein Parteiamt innegehabt haben musste. Die Floskeln, in denen er die vorbildliche und pflichtbewusste Art und die gewissenhafte Pflichterfüllung Wilhelms lobte, kamen ihm flüssig über die Lippen. Er hatte diese Worte sicher schon oft, vielleicht in anderem Zusammenhang, gebraucht. Man hätte denken können, man sei auf einer Prämienverleihung oder Wilhelm würde gerade irgendein Orden angehängt. Aber nein, an der schmucklosen Urne war kein Platz für irgendeinen Orden.

Ach, die Urne. Jetzt, wo ich genauer hinschaute, erinnerte sie mich an irgendwas. Diese Musterung der Steine? Wo hatte ich das gesehen? Hm – irgendwie sah das aus wie die Arbeitsplatte in der Küche meiner Mutter. „War die Urne vielleicht einfach aus Holz – mit Laminat überzogen...“ Diesen geschmacklosen Gedanken verbat ich mir, kurz bevor ich ihn ganz zu Ende gedacht hatte. Das war knapp. Aber er kam in ähnlicher Form wieder. „Aus den Resten einer Arbeitspl...“

Ich lauschte weiter der Rede des unbekannten Arbeitskollegen. „Kameradschaft...Treue...die Kinder...die Ehe...“ Und dann kam er – der Satz: „...und in all unserer Trauer dürfen wir nicht vergessen, dass Wilhelm nicht von uns gegangen ist, er ist uns lediglich vorausgegangen.“ Ich war noch nicht auf vielen Beerdigungen, aber dieser Satz kam so oder so ähnlich immer vor. Was für ein Unfug. Das letzte Mal hatte ich diesen Satz bei der Beerdigung eines entfernten



Freundes gehört. Es kam einer Verspottung gleich – wenn jener Freund eines nicht geglaubt hätte, dann, dass er uns alle im Paradies wiedersehen würde. Aber auch für die damals Anwesenden war es eine Verhöhnung. Größtenteils Freunde, meist in der Kleidung, die sie sonst auch trugen – schwarze Kapuzenpullover, praktisch und kleidsam sowohl bei Demos als auch bei Beerdigungen, konnten wohl mit dem Satz nicht sonderlich viel anfangen.

Aber egal – bei jener Beerdigung wurde die Rede von einem Professionellen gehalten, einem Pfarrer, der den Quatsch wahrscheinlich selber glaubte. Bei dem Kollegen Wilhelms war ich erheblich schockiert. Hatten diese alten SED-Heinis jahrelang den Marxismus-Leninismus gepredigt, um nun hinter einen der Grundbestandteile zurückzufallen? Es gibt kein Paradies, es sei denn, wir errichten es auf Erden.

Nicht, dass ich ein Freund oder Sympathisant des Marxismus gewesen wäre, aber Wilhelms Auffassungen dazu waren mir immer mehr oder weniger sympathisch. Immer noch besser als irgendwelche verbitterten Naziopis, dachte ich zumeist. Jedenfalls konnte sich auch dieser grauhaarige Hobbyprediger diesen Satz nicht sparen, vielleicht fand er den ja auch selber bekloppt und dachte sich aber, dass er geeignet sei, die anwesenden älteren Herrschaften, die ohnehin größtenteils ein bisschen gaga wirkten, zu trösten. Überhaupt – was hatte dieser Typ eigentlich zu sagen? Kann man nicht mal die Klappe halten, wenigstens wenn einer grad gestorben ist? Muss man immer weiter sabbeln? Reden, reden und beschwören, was für ein toller Mensch Wilhelm war, und dabei feierlich gucken. Die Antwort lautet wahrscheinlich: „Manche Dinge werden sich halt nie ändern.“

Der Rest des Beisuchs ist schnell erzählt. Der Urnenträger – ein Typ mit unfeierlicher Schlägervisage und blauem Auge - trug die Urne zu irgendeinem Loch. Versenkte sie mit einem leisen „klonk“. Die Verwandtschaft und die Arbeitskollegen sprachen meiner sichtlich gefassten Großmutter ihr Beileid aus und gingen. Meine Mutter sprach noch kurz mit meinem Vater. Der war auch von irgendwoher aufgetaucht. Immerhin, die wahrscheinlich ersten Worte ohne Beisein eines Anwalts in den letzten zehn Jahren. Ich habe sicherheitshalber nicht hingehört.

Auf dem Weg zum Auto sagte meine Mutter noch ein paar Worte über die schönen Tannen auf dem Friedhof und über das schlechte Wetter. Ein Thema, welches sie an diesem Tage noch öfter anreißen sollte. Dann ging es mit dem japanischen Mittelklassewagen meines Bruders zum zweiten und weitaus ätzenderen Teil der Veranstaltung. Er hatte sehr viel mit Kaffeetassengeklimmer und Kuchenessen zu tun. ■



Die Frau, die Tote

Als ich noch lebte, sprach die Frau, die Tote,
da war ich immer ich und keine andere.
Jetzt bin ich Meer und Himmel und der Wind,
den du so sanft um deine Stirne spürst.
Und wenn du nachkommst, flüsterte die Tote,
dann will ich an der jähen Biegung warten.
Weit hinterm Himmel, dem Meer und dem Wind.
Dort wollen wir die Ewgen sein und Niemand.

Inger Hagerup (†1985)

Im Gewand der Autonomie

Patientenverfügungen verheißen die Machbarkeit des selbstbestimmten Sterbens

Von Stefanie Graefe

Selbstbestimmt leben – bis zuletzt. Kaum ein Wert wird in unserer Gesellschaft so hoch geschätzt wie Autonomie. Wo institutionelle Zwänge der Selbstbestimmung entgegenstehen, sollen Rechtsprechung und Gesetzgeber die Interessen des Einzelnen stärken. Zum Beispiel mit Hilfe der Patientenverfügung. Deren vollständige Legalisierung soll aus hilflosen Kranken mündige Bürger machen, die selbst entscheiden, wann und wie sie sterben wollen. Die Werbung der Verfügungsbefürworter blendet aber regelmäßig aus, unter welchen sozialen und ökonomischen Bedingungen hierzulande Patienten behandelt und gepflegt werden.

Jeder kann, so das mit Patientenverfügungen verbundene Versprechen, seine eigenen Vorstellungen vom Sterben verwirklichen, indem er noch in gesunden Tagen festlegt, welche Behandlungen er im Falle einer späteren „Nichteinwilligungsfähigkeit“ ablehnt: Reanimation oder lieber nicht? Künstliche Beatmung oder lieber nicht? Ernährungssonde oder lieber nicht? Flüssigkeitszufuhr oder lieber nicht? Patientenverfügungen verheißen die Machbarkeit des selbstbestimmten Sterbens durch die Möglichkeit der Abwahl lebenserhaltender Versorgung und Behandlung – und dies unabhängig davon, welche Variante sich am Ende durchsetzt, ob die Verfügungen regelmäßig erneuert, ihrer Abfassung eine Beratung vorausgehen oder ihre Reichweite auf bestimmte Krankheitsfälle begrenzt bleiben muss. Jede Patientenverfügung verspricht, meinen persönlichen Willen auch dann in Realität umzusetzen zu können, wenn ich selbst diesen Willen nicht mehr äußern kann. Unterstellt wird eine Kontinuität des eigenen, stets rationalen Selbst, die bis zum tatsächlichen Eintritt des Todes ungebrochen funktioniert. Doch wer sagt, dass ich – etwa im Prozess der existenziellsten Veränderung, die Menschen üblicherweise erleben, dem Sterben – tatsächlich immer noch die sein werde, die ich jetzt bin? Warum sollte eine solche Veränderung nur meine Artikulationsfähigkeit, nicht aber meine konkreten Wünsche nach Behandlung, Beatmung, Nahrung, Zuwendung oder Weiterleben beeinflussen?

Immer wieder wird berichtet, dass Menschen, die vielleicht nur noch wenige Zeit zu leben haben, über diese verbleibende Lebenszeit sehr anders denken als vorher. Dass ihnen jeder Tag, jede Stunde plötzlich sehr viel wert ist. Das heißt nicht, dass es immer so ist. Es heißt lediglich, dass es so sein kann und dass es bei einem Menschen, der sich nicht mehr äußern kann, keine Gewissheit darüber gibt, ob er jetzt in diesem Moment weiterleben möchte oder nicht – auch wenn er zu „einwilligungsfähigen Zeiten“ noch so viele Formulare ausgefüllt hat. Entscheidend aber ist: Patientenverfügungen regeln keineswegs nur den bereits eingetretenen Sterbeprozess. Die Rede von der „Autonomie am Lebensende“ ist irreführend. Denn es geht immer auch um Pflegebedürftige oder Schwerkranke, die gar nicht im Sterben

liegen, wie zum Beispiel Wachkoma- und Demenzpatienten. Deren Dasein wird aber de facto als eine vorgezogene Form des Sterbens definiert, wenn es genauso individuell „abwählbar“ sein soll wie lebenserhaltende Maßnahmen im Sterbeprozess.

So wird mit Hilfe der Patientenverfügung die gesellschaftliche Verantwortung für den Umgang mit Alter, Demenz, Gebrechlichkeit, Sterben und Tod der „planerischen Vernunft“ der Einzelnen aufgebürdet. Autonomie, die Möglichkeit, über die Umstände des eigenen Lebens selbst zu bestimmen, erscheint als definierbarer Zustand und als gefährdetes Gut, das durch einen Vertrag zwischen Individuum und Staat gesichert werden muss – nicht als vielschichtiger und bedingungsabhängiger Prozess. Familiäre, ökonomische und

Patientenverfügungen

auch Patiententestamente genannt, waren eine Reaktion auf die zunehmenden Möglichkeiten der Intensivmedizin.

Die ersten Patientenverfügungen wurden Ende der 1960er in den USA entwickelt. Grund war die Kritik, dass die Intensivmedizin lediglich die Lebenserhaltung zum Ziel hätte, ohne Berücksichtigung der Vorstellungen der betroffenen Patienten. Erklärtes Ziel dieser Dokumente ist der weitest mögliche Erhalt der Patientenautonomie am Ende des Lebens und das Ermöglichen eines Sterbens in Würde. In einer Patientenverfügung legt man für den Fall, dass man selbst nicht mehr entscheiden kann, fest, welche medizinischen Maßnahmen durchgeführt bzw. unterlassen werden sollen. Der rechtliche Hintergrund hierfür ist, dass alle medizinischen Maßnahmen, die über eine Notfallversorgung hinausgehen, zustimmungspflichtig sind. Patientenverfügungen können genauso dazu genutzt werden festzulegen, welche – medizinisch angezeigten – therapeutischen Maßnahmen auf jeden Fall durchgeführt werden sollen. Zahlreiche Institutionen und Organisationen bieten inzwischen Formulare an, die unterschiedlich weit reichende Regelungen beinhalten. Mittlerweile gibt es schon Formulare im Schreibwarenhandel, oft direkt neben den Untermietverträgen. Oftmals werden diese Formulare ausgefüllt, ohne dass eine medizinische Aufklärung über die darin verfügbaren bzw. abgelehnten Maßnahmen bzw. ihre Alternativen stattgefunden hat.

Swantje Köbsell

soziale Bedingungen „am Lebensende“ werden damit de facto auf den Status von Nebensächlichkeiten herabgewürdigt – schlicht, weil sie nicht in Ja/nein-Optionen organisierbar sind. Der ideale vorausschauende Patient ist weniger ein gesellschaftliches Wesen als ein rationaler Entscheidungsakteur, der aus verschiedenen Optionen die für sich passenden auswählt. Es ist letztlich der Mensch als Kunde, der hier beschworen wird.

Und das ist kein Zufall. Denn die Debatte um Patientenverfügungen wird ge-

führt vor dem Hintergrund der „Betriebswirtschaftlichung“ von Gesundheitsversorgung und Pflege, der Entscheidung von Alter und Krankheit – und begleitet von der beständigen Aufforderung, für sich selbst zu sorgen, Kosten einzusparen und den eh schon leer gepumpten Sozialkassen nicht selbstverschuldet zur Last zu werden. Längst regiert – vermittelt durch Budgetierung und Privatisierung – in Krankenhäusern und Pflegeheimen neben der medizinischen die betriebswirtschaftliche „Vernunft“. Dabei handelt es sich nicht um ein harmonisches Nebeneinander. Oft gerät die eine zur anderen Logik in Widerspruch. Was medizinisch oder pflegerisch geboten ist, kann buchhalterisch zum Problem werden. Eine Patientenverfügung, in der erklärt wird, man wolle keine „lebensverlängernden Maßnahmen“, kann diesen Widerspruch entschärfen und die ärztliche Entscheidung für das kostengünstigere „Sterbenlassen“ erleichtern.

Auch in die häusliche Pflege greift eine Patientenverfügung unter Umständen gravierend ein. In dem Maße, in dem die Sicherheit, im eigenen Alter, bei Krankheit und/oder Pflegebedürftigkeit umfassend versorgt zu werden, brüchig wird, erhöht sich sowohl der Druck auf die privat Pflegenden wie insgesamt auf das „Pflegesystem Familie“, auch hier geraten moralische (Selbst-)Erwartungen mit psychischen und ökonomischen Belastungen in Konflikt. Wer weiß oder ahnt, wie sehr eine häusliche Dauerpflege alle Beteiligten belastet, der entscheidet sich vielleicht etwas leichter für den präventiv verfügten und ärztlich assistierten Versorgungsabbruch – ganz einfach um die Belastung der eigenen Angehörigen zu begrenzen. Patientenverfügungen könnten sich so als Instrument einer kostengünstigen und politisch unverdächtigen „Selbstent-sorgung“ erweisen: Im Gewand von Autonomie und Selbstbestimmung werden Staat und Gesellschaft von sozialpolitischer Verantwortung entlastet. Pflegeintensive Lebenssituationen werden – durch individuelle Abwahl – „vermeidbar“. Zugespielt: Der idealtypische Protagonist der Patientenverfügung ist ein einsamer „Homo Oeconomicus“, der sich – paradoxerweise im Namen seiner individuellen Selbstbestimmung – noch im Akt des Sterbens politisch produzierten „Sachzwängen“ unterwirft, indem er eine individuelle Antwort auf folgende, die Gesellschaft betreffende Fragen gibt: Wie gehen wir mit Situationen existenziellen Angewiesenseins auf Zuwendung, Pflege, Versorgung und Therapie um? Wie lassen sich diese Situationen so gestalten, dass die konkreten Bedürfnisse der Kranken oder Sterbenden und ihrer Angehörigen weitmöglichst befriedigt werden? Welche institutionellen Strukturen, welche professionellen Kompetenzen, welche sozialen und finanziellen Ressourcen, welche räumlichen Bedingungen, welche Form der Absicherung von Alter, Krankheit und Pflegebedürftigkeit brauchen wir – und wer entscheidet über ihre Gestaltung und Verteilung?

So herum gefragt, geht es weniger um die Ausarbeitung von juristischen Verfahrensdetails als um die Herstellung einer die Einzelnen auch in Situationen existenzieller Bedürftigkeit tragenden Gesellschaftlichkeit, die alle umfasst – auch diejenigen, die nach herrschenden Maßstäben nicht mehr „rational“ entscheiden können. Und das heißt auch: Nicht die Entscheidung „zum Tod“ steht dann im Mittelpunkt der Debatte, sondern die Gestaltung der Möglichkeiten, mit (schwerst)pflegebedürftigen Menschen gut zu leben. ■



Sterben unter Druck

Behinderte Bürger und Patientenverfügung

von Swantje Köbsell

Gesundheitsleistungen werden mehr und mehr nach scheinbar objektiven Kriterien vergeben, deren Grundlage die Einschätzung der Lebensqualität durch Dritte ist. In Großbritannien ist das schon im Gesundheitssystem verankert, und zwar in Gestalt der Maßeinheit QUALY (quality adjusted life year), dem „qualitätskorrigierten Lebensjahr“, bei dem die ärztliche Beurteilung der Lebensqualität mit darüber entscheidet, ob ein Eingriff vorgenommen wird. In diesem System sind behinderte Patienten von vornherein benachteiligt, da ihre Lebensqualität nach dem medizinischen Modell von Behinderung als gering eingeschätzt wird. In diesem Klima wächst die Angst behinderter Bürger, im Zweifelsfall medizinisch nicht ausreichend versorgt bzw. ins Heim abgeschoben zu werden und dann nur noch die „Option“ des „selbstbestimmten“ Todes zu haben, für dessen Legalisierung sich die Stimmen mehren.

Ein Brite hat 2004 einen bisher einmaligen Schritt getan: Er klagte vor Gericht sein Recht auf Leben ein, indem er gerichtlich feststellen ließ, dass seine künstliche Ernährung, die bei seinem Krankheitsbild in absehbarer Zeit notwendig werden wird, auf jeden Fall vorgenommen und nicht ohne seine Zustimmung abgebrochen werden soll. Nach britischem Landesrecht können Ärzte, auf Basis ihrer Einschätzung der Lebensqualität des Betroffenen, künstliche Ernährung verweigern oder beenden und sind damit Herren über Leben und Tod. Britische Behindertenverbände verlangen deshalb die Veränderung dieser Richtlinien. Dass es auch bei uns Befürchtungen dieser Art gibt, zeigte sich in einer Befragung von Jeanne Nicklas-Faust, in der ein schwerstbehinderter Mann angab, eine Patientenverfügung zur Sicherstellung seiner Versorgung erstellen zu wollen: „Leute, die mich sehen, können sich immer nicht vorstellen, dass ich gerne leb. Aber das tue ich. Deshalb möchte ich, dass alles medizinisch Mögliche für mich getan wird.“

Für Eltern behinderter Kinder stellen sich im Zusammenhang mit der Diskussion um Patientenverfügungen Fragen wie „Was bedeutet es für mein Kind, wenn sich eine Sichtweise breit macht, dass abhängig sein, nicht einwilligungsfähig sein, so schlimm ist, dass man schon vorher bestimmen kann, nicht mehr ernährt zu werden, weil es besser ist zu sterben, als zu leben?“. So befürchtet die Bundesvereinigung Lebenshilfe, dass Menschen mit geistigen Beeinträchtigungen, die in besonders hohem Maße von den Urteilen ihrer Umgebung abhängig und damit auch besonders anfällig für sozialen Druck sind, sich gedrängt fühlen könnten, lebensbeschränkende Patientenverfügungen zu erstellen. Dieser Druck könnte ebenso für alle beeinträchtigten Bürger entstehen, vor allem auch für alte und gebrechliche.

Häufig haben behinderte Menschen auf eigenen Erfahrungen beruhende Vorbehalte gegenüber dem Medizinbetrieb. Andererseits sind aber viele auch hin- und hergerissen zwischen dem negativen Erleben medizinischer Definitionsmacht und dem Wissen, dass Medizin gerade für uns oft lebenserhaltende oder –verlängernde Wirkung hat.

Auf diesem Hintergrund sollten wir auch an das Thema Patientenverfügung herangehen, denn gerade für uns geht es nicht nur um die Abwehr unerwünschter Lebensverlängerung, sondern um den Erhalt optimaler medizinischer Versorgung und Assistenz. Und entsprechend kritisch sollten wir die weitere Diskussion um Patientenautonomie verfolgen und uns lautstark melden, wenn diese als Deckmantel zur Kostenreduzierung im Sozial- und Gesundheitswesen missbraucht wird, denn wichtiger als ein selbstbestimmter Tod ist doch allemal ein selbstbestimmtes Leben. ■



Diane Coleman lebt in einem widersprüchlichen Land. Da gibt es die christlichen Fundamentalisten und radikalen Lebensschützer der „Pro-Life“-Bewegung, die Abtreibungen unter Strafe stellen wollen. Gleichzeitig stellt sie sich als liberal verstehende Öffentlichkeit den Lebenswert Schwerstbehinderter immer wieder in Frage. Nicht nur Wach-Koma-Patientinnen wie Terri Schiavo, deren Lebensende durch Sterbehilfe im Jahr 2004 weltweit für Aufsehen sorgte, auch nichtlebensbedrohlich erkrankte und behinderte Menschen bekamen von US-Gerichten in der Vergangenheit oft die Möglichkeit des assistierten Selbstmordes zugesprochen – ganz selbstverständlich. Als Antwort auf die zunehmende Infragestellung ihres Lebensrechts gründete Diane Coleman zusammen mit anderen behinderten Aktivisten 1996 die Organisation „Not Dead Yet“ - „Noch nicht tot“. Diane Coleman lebt als Juristin in Rochester im Staate New York. Als sie sechs Jahre alt war, sagten die Ärzte ihren Eltern, sie werde mit zwölf sterben.

Mondkalb: Not Dead Yet ist eine der wenigen Anti-Sterbehilfe-Organisationen, die die Straße als ihre Haupt-Kampf-Arena ansieht. Was hat den Boden für Not Dead Yet bereitet, woher kam die Motivation?

In den 80ern war ich Anwältin in Kalifornien. Ich war damals schon als Aktivistin für die Rechte Behinderter aktiv. Und da begannen behinderte Menschen, sich an mich zu wenden. Ihr Protest wandte sich gegen die ACLU (American Civil Liberties Union), eine Bürgerrechtsorganisation, die sich immer wieder für Menschenrechte einsetzt. Die ACLU hatte damals eine behinderte Frau gerichtlich vertreten, die unbedingt sterben wollte: Elizabeth Bouvia. Damals war ich noch Mitglied dieser linksliberalen Organisation, und ich war entsetzt, dass die ACLU diesen Fall vertrat. Denn Elizabeth Bouvia war keine Sterbenskranke, die nur ihren absehbaren Tod beschleunigen wollte. Sie war eine 26 Jahre alte Spastikerin, die gerade einige harte Sachen in ihrem Leben durchmachte: Sie hatte eine Fehlgeburt gehabt, ihr Mann hatte sie verlassen, die Behörden hatten ihr ihr Auto weggenommen. Sie wollte sich zu Tode hungern und dabei medizinische Hilfe in Anspruch nehmen. Das hat ein Kalifornisches Gericht ihr sogar zugesprochen. Sie hat das dann zum Glück nicht in Anspruch genommen. Jeder Frau ohne Behinderung hätten Experten eine Therapie nahegelegt. Für Elizabeth Bouvias Sterbewunsch hatten jedoch alle, die Medien und das Gericht, vollstes Verständnis. Ihr Anwalt war ein Sterbehilfeverfechter, Richard Scott. Für ihn war das ein gefundenes Fressen. Nach Bouvias Fall gab es noch viele andere Fälle von Menschen, die viel Pflege brauchten, zum Beispiel Hochquerschnittgelähmte, die in Pflegeheimen versauerten und den Tod als den einzigen Weg raus sahen. Alle waren erfolgreich vor Gericht - und die meisten wurden tatsächlich getötet. Nur einer wollte dann doch weiterleben, Larry McAfee, ihn holten Mitglieder der Behindertenbewegung aus dem Heim raus.

Mondkalb: Wann und wo war die erste Demo von Not Dead Yet?

Das war im Garten von Jack Kevorkian, einem Sterbehilfemediziner. Anfang der 90er wurde er ziemlich bekannt in den USA. Er hat über Jahre angebliche Todkranke zu Tode gespritzt und das öffentlich gemacht. Zwei Drittel seiner Klienten waren allerdings Leute, die nicht im Sterben lagen, obwohl er das immer behauptet hat. Eine große Anzahl seiner Klienten waren Frauen mit MS. Kevorkian sagte Dinge wie: „Die freiwillige Selbstauschöschung von Todkranken und Krüppeln kommt dem Gemeinwohl zu Gute“. Mitte der 90er sagten wir Leute in der Behindertenbewegung: Wir werden hier von etwas überrollt. Wir werden abgewertet von den Mediziner. Wir fanden, dass wir mit „Nett-Sein“ und allein mit Aussagen vor Gericht nicht mehr weiterkommen. Wir wollten auf die Straße gehen, zivilen Ungehorsam zeigen, damit die Leute uns endlich zuhörten. Im Juni 1996 war dann eine Bioethikkonferenz in Michigan, dem Staat, in dem Jack Kevorkian lebt. Wir haben viel Lärm auf der Konferenz gemacht, sprachen dort auf dem Podium und besetzten auch den Garten vor dem Haus von Jack Kevorkian. Wir hatten Transparente und Schilder dabei und haben da ein bisschen Straßentheater gemacht. Einer hatte ein Sensenmannkostüm an. Dann haben wir blutroten verflüssigten Wackelpudding ausgekippt. Wir hatten Briefe von behinderten Menschen dabei. Die steckten wir bei ihm in den Briefkasten. Das war unsere erste Demo, die uns auch viel Medienaufmerksamkeit brachte.

Wir brauchen Eure Hilfe nicht.

Schon gar nicht beim Sterben.

Ein Interview mit Diane Coleman, die in den USA gegen aktive Sterbehilfe kämpft

Mondkalb: Wie ging es mit Not Dead Yet weiter? Konnte die Gruppe etwas bewirken?

Seit der Aktion in Michigan haben wir öfter auf Konferenzen demonstriert und vor Gericht ausgesagt. Wir waren oft in Princeton, dort, wo der Tötungsethiker Peter Singer an der Universität lehrt. Wir haben viel gegen den Clint-Eastwood-Film „Million Dollar Baby“ protestiert, in dem aktive Sterbehilfe propagiert wird. Ich glaube, wir haben schon etwas bewirkt, aber sicher nicht so viel, wie wir wollten. Die Leute sind immer noch überrascht über unseren Protest. In den USA kommt der Widerstand gegen Euthanasie oft aus der Ecke der religiösen Rechten. Die protestieren aber aus anderen Gründen als wir. Wir machen Euthanasie zu einem Thema der sozialen Gerechtigkeit und der Medizinkritik. Das ist ungewohnt, gerade auch für die Medien und Linksliberale, die halten Sterbehilfe immer noch für etwas Fortschrittliches. Die wundern sich dann, dass wir nicht auf der Seite der Sterbehelfer sind. Wir sind ganz bestimmt nicht auf deren Seite, denn in den meisten Fällen wollen Leute, die Sterbehilfe in Anspruch nehmen, nicht ihre Schmerzen lindern, sondern ihre Scham über Abhängigkeit und über die „Last“, die sie für ihre Angehörigen sein könnten.

Mondkalb: Wieviele Leute nehmen in den USA aktive Sterbehilfe in Anspruch?

Wir haben keine genauen Zahlen, wie viele Leute tatsächlich aktive Sterbehilfe in Anspruch nehmen oder wie vielen das angeboten wird. Ehemalige Patienten berichten uns aber immer wieder, dass auf sie in Krankenhäusern Druck ausgeübt wurde, bestimmte Behandlungen nicht in Anspruch zu nehmen. Eine Form dieses Drucks sind Anweisungen, die behinderte Leute unterschreiben sollen. Sie besagen, dass im Notfall auf lebenserhaltende Maßnahmen verzichtet werden soll, damit sie nicht „noch behinderter“ werden – sie heißen „Do Not Resuscitate-Statements“ - „Nicht wiederbeleben“. Manche Leute finden auch so eine Anweisung in ihren Patientenakten, ohne dass sie sie je unterschrieben hätten. Es kommt vor, dass das Papier einfach von öffentlichen Stellen über die Köpfe der Patienten hinweg ausgestellt wird. Das ist zum Beispiel in einem Heim für geistig behinderte Menschen in Tennessee entdeckt worden, deren 4000 Bewohner alle eine solche Anweisung in ihren Krankenakten hatten. Noch ist gesetzlich nicht geregelt, ob die Anweisung vom Patienten selbst unterschrieben sein muss, um rechtsgültig zu sein.

Mondkalb: Bei uns wird zur Zeit viel über Patientenverfügungen diskutiert. Kann so eine Verfügung in den USA mehr Autonomie über das Lebensende schaffen?

Ja, auch hier haben viele Leute Patientenverfügungen. Doch mittlerweile werden sie durch Regelungen in vielen US-Staaten eingeschränkt: Wenn ein Arzt meint, eine Behandlung sei nicht nötig, die Lebensqualität des Patienten sei sowieso zu schlecht, zum Beispiel, weil er dauerhafte Atemprobleme hat, dann kann sich der Arzt

Patientenverfügung hinwegsetzen. Die meisten Staaten in den USA haben diese Regelung inzwischen in ihre Gesetze aufgenommen. Ich selbst brauche mittlerweile nachts ein Atemgerät. Das wird auch als Zeichen für „mangelnde Lebensqualität“ gesehen. Ich hoffe nicht, dass das mal als Argument benutzt wird, mir medizinische Hilfe vorzuenthalten. Ich kann mit meinem Atemgerät sehr gut leben.

Mondkalb: Gibt es Kritiker, die Not Dead Yet für zu pauschal halten? Die finden, dass man doch unterscheiden müsse zwischen den Todkranken und jenen, denen ihr Sterbewunsch eingeredet wird?

Wir wenden uns nicht grundsätzlich gegen Sterbehilfe. Aber in erster Linie müssen wir die Palliativmedizin weiter ausbauen. Das wird aber in unseren Gesetzen bereits sichergestellt. Deswegen finden wir nicht, dass wir ein neues Gesetz zur aktiven Sterbehilfe brauchen. Diejenigen, die hauptsächlich vor dem Gepflegtwerden Angst haben, die nicht wollen, dass sie jemand auf die Toilette setzt, denen sagen wir nur: „Eure Angst ist kein Grund, allgemeine Gesetze zu ändern.“ Wenn diese Menschen ihr Leben unbedingt vorzeitig beenden wollen, sind sie dafür selbst verantwortlich. Wenn das Gesundheitssystem erstmal geändert ist, wird es eine Erwartungshaltung geben, dass andere es ihnen gleich tun. Es könnte dann eine Pflicht geben, zu sterben. ■

Das Interview führte Rebecca Maskos

Blog von Not Dead Yet:
<http://notdeadyetnewscommentary.blogspot.com>



Not dead yet als Dysphemismus für verdammt lebendig: Diane Coleman



”

Adieu

...Adieu, mein Weib, ich liebte dich.
Du weißt, ich nehm' den Zug zum lieben Gott.
Der Zug, der noch vor deinem geht,
man nimmt grad den, der eben kommt.

Adieu, mein Weib, ich sterbe nun.
Es ist schwer, wenn man im Frühjahr stirbt, du weißt.
Ich drück die Augen fester zu,
dann weiß ich, du liest Messen meiner Seelen Ruh'.

Ich will Musik, will Spiel und Tanz,
will, dass man sich wie toll vergnügt.
Ich will Gesang, will Spiel und Tanz,
wenn man mich untern Rasen pflügt.

Jacques Brel (✚ 1978)

In dubio pro vita

Zu Besuch in der „Morgenröte“, einem Wohnbereich für Menschen im Wachkoma

von Karten Krampitz

Ein neuer Tag. Die Menschen, die hier in der „Morgenröte“ leben, der ersten Etage im Elisabeth-Seniorenzentrum am Ostberliner Weinbergsweg, werden nicht geweckt. Jedenfalls nicht wie anderswo. In der Frühe zwischen fünf und sechs Uhr hat die Nachtschwester ein letztes Mal die Zimmer betreten und bei jedem die Ernährungspumpe angestellt. Frühstück durch die Magensonde: „Nutrison Multi Fibre“ – je nach Bedarf mit Ballaststoffen oder ohne; zweihundert Milliliter pro Stunde. Derweil sind Schwestern, Pfleger und Therapeuten damit beschäftigt, die dreizehn Bewohner zu waschen oder zu duschen. Inkontinenzmaterial soll gewechselt und das Bett gemacht werden. Überhaupt müssen die Leute hier für den Tag angekleidet werden. Selbst die Bettlägerigen bekommen ein neues T-Shirt. Und wer im Rollstuhl sitzt, den

kann, wird ins Wohnzimmer gebracht und später, wenn es das Wetter zulässt, an die frische Luft begleitet. Nachdem die Zimmer dann alle passiert sind, beginnt die Runde, freilich erst nach einer Tasse Kaffee, wieder von vorn – Dekubitus-Prophylaxe. Damit sich niemand wund liegt, müssen die Bewohner regelmäßig neu gelagert werden.

Morgenröte heißt die rötliche Färbung am Osthimmel in den Minuten vor Sonnenaufgang. Dann ist die Nacht beinahe vorbei – und auch der tiefe, feste Schlaf, wie es der griechischen Ursprung des Wortes Koma sagt. Demnach wäre ein Wachkoma, auch bekannt als Apallisches Syndrom, so etwas wie ein langer Schlaf mit geöffneten Augen. Wer so etwas zum ersten Mal sieht, glaubt, dass da jemand gerade aufwacht.

„Wir wissen nicht, was diese Menschen

schen empfinden“, sagt die Ergotherapeutin. „Vielleicht ist es wie in einem dunklen Raum; an manchen Tagen ist man dem Fenster näher, an manchen ferner.“ Dann beugt sie sich übers Bett. „Ich werde dich jetzt rasieren“, sagt sie mit warmer Stimme. Der Angesprochene zeigt wenig Reaktion, nur die Augen flackern. Der Kopf ist überstreckt und zum Fenster gewendet, seine Arme sind in Beugespastik verkrampft, dagegen sind die Beine völlig durchgedrückt – Streckspastik. Mit der linken Hand berührt sie den Brustkorb des Mannes, um sich dann mit dem Rasierapparat in der rechten langsam dem Gesicht zu nähern. Auf einmal dreht sich ganz leicht der Kopf in Richtung Rasierer, so als höre der Mann das leise Summen des Motors.

Über dem Bett hängt eine Wandzeitung mit Fotos. Die zeigen einen jungen Mann in Armeeuniform und denselben, aber nicht den gleichen Mann, viele Jahre später im Rollstuhl. Mutter und Großmutter umarmen ihn. „Hallo ich bin der P.“, ist zu lesen. „Von Beruf bin ich Schlosser und habe zuletzt in einer Brunnenbaufirma gearbeitet... In meiner Freizeit höre ich gern Roxette. Mein größtes Hobby ist mein Motorrad, eine Suzuki-GSX 1100.“ Ein Golf-Fahrer habe ihm die Vorfahrt genommen.

Das war 1993. Im vorigen Jahrhundert war das. Das Internet war damals nur ein Gerücht, Helmut Kohl noch Kanzler und Deutschland amtierender Fußballweltmeister! Und wer zur Hölle ist Roxette?!

Es bräuchte ein Wunder, dass P. wieder zurück ins alte Leben findet. Selbst wenn er wieder das volle Bewusstsein erlangen sollte – seine Arme bekäme er nicht mehr gerade gestreckt, die Sehnen sind inzwischen verkürzt. Die Füße sind zu Spitzfüßen verformt. Genau genommen wäre P. allein schon physikalisch gar nicht in der Lage zu sprechen: Seine Zunge wäre nach so langer Zeit kraftlos, außerdem hat sich der Gaumen zurückgebildet, und wegen des offenen Tracheostomas, einer Öffnung am Hals, unterhalb des Kehlkopfes und damit der Stimmbänder, würde er keinen Laut hervorbringen können. Dagegen aber hilft eine OP.

„Jetzt putze ich dir die Zähne.“, sagt die Ergotherapeutin. „Meine Hand kommt an dein Gesicht. Gleich spürst du die Zahnbürste.“ Die Augen flackern immer noch.

Plötzlich verkrampfen sich die Finger auf halben Weg zur Faust. Zum Zähneputzen benutzt sie Mundwasser. An allem anderen könnte er erstickten. P. hat nur noch eine eingeschränkte Schluckfrequenz.

Ob sie auch so daliegen möchte nach einem Unfall? „Nein.“ Sie schüttelt den Kopf und sagt, dass sie sich nicht vorstellen kann, in diesen Zustand zu geraten und so zu leben. – Aber warum arbeitet sie dann mit und für Menschen im Wachkoma? Es heißt doch: Was du nicht willst, das man dir tu, das füge keinem anderen zu. – Das sei etwas anderes. Wenn ein Mensch reanimiert worden sei, habe die Gesellschaft die Pflicht ihn am Leben zu halten und das nicht irgendwie, sondern würdevoll eben, auch wenn kein Bewusstsein vorhanden sei: „Aber das wissen wir nicht. Wir wissen nur, dass sich Menschen im Wachkoma nicht mitteilen.“

Es sei wichtig, erzählt eine der

Krankenschwestern hier, dass solche Menschen in einem speziellen Bereich des Pflegeheimes leben können, weil nur dort eine professionelle und auf das Krankheitsbild abgestimmte Pflege und Betreuung erfolge, die mit einem aktivierenden und rehabilitativen Anspruch einhergehe. Hinzu käme, dass die Angehörigen ganz anders „aufgefangen“ werden müssten. Wie der achtzigjährige Vater von B. Beim Joggen habe B. einen Herzinfarkt erlitten und liege seither im Wachkoma. Für den alten Herren sei das alles sehr schrecklich, eigentlich sollen doch die Väter vor den Söhnen sterben... – aber der Sohn liege eben nicht im Sterben. „Wachkoma ist eine extreme Lebensform“, sagt sie, „eingetreten nach einer schweren Hirnschädigung.“ Deshalb sei auch die Arbeit und der Austausch mit den Familien und Freunden so wichtig. Nur gemeinsam bekäme man eine Ahnung über den mutmaßlichen Willen des Menschen, der im Wachkoma ist.

So wird eine junge Mutter, die aus dem Kosovo stammt, nie von männlichen Pflegekräften gewaschen und für den Tag vorbereitet. Inzwischen kann sie wieder ein wenig schlucken. Bis zum Unfall war sie Vegetarierin – und ist es bis heute mit dem pürierten Essen, das ihr gereicht wird.

Nicht selten ist der mutmaßliche Wille eigentlich der mutmaßliche Geschmack: Die Zimmer könnten unterschiedlicher nicht eingerichtet sein, von den Angehörigen. Während das Zimmer der jungen Frau beinahe schon indisches Flair hat – mit gelben Tapeten, orangefarbenen Vorhängen, meditativer Musik, einem Sofa und vielen kleinen Buddhas – wird ein paar Zimmer weiter, bei einem ehemaligen Straßenbahnfahrer, Deep Purple gespielt und AC/DC. An der Wand hängt ein Plakat von Hansa Rostock, daneben dann ein weiblicher Akt. – Die Krankenschwester sagt: „Die Eltern meinen, dass er das so will. Dann soll es eben so sein.“

Der Wille des Menschen ist nicht wirklich frei, schon gar nicht der mutmaßliche. Vor einigen Jahren sorgte der Tod eines Bewohners bundesweit für Aufsehen. Er war von seiner Mutter übers Wochenende aus der „Morgenröte“ nach Hause geholt und dann dort vergiftet worden. Anschließend nahm auch die Frau den Tablettencocktail ein, überlebte aber. Über diese Geschichte wollen weder Schwestern noch Therapeuten reden; die Schweigepflicht gelte über das Leben der Bewohner hinaus. Doch der Widerspruch bleibt: Die Richter haben die Frau wegen „Tötung auf Verlangen“ verurteilt, dann aber von einer Strafe abgesehen. – Nur, wie kann es im Wachkoma ein „Verlangen“ geben?! Angeblich habe ihr Sohn mit Augenzwinkern zu verstehen gegeben, dass er seinen Zustand nicht mehr ertrage.

André Oberfeld, der Leiter des Pflegeheims, sagt, es käme oft vor, dass die engsten Angehörigen irgendwann überfordert seien. „Viele sind vereinsamt und auch seelisch am Ende.“ Von der Verzweiflung jener Mutter habe niemand etwas geahnt. Seine Mitarbeiter seien damals aber völlig überrascht worden. „Das Krankheitsbild Wachkoma ist eben eine ständige Herausforderung an unser Menschenbild.“

Vor einiger Zeit brachte das Fernsehen immer wieder Berichte von einem italienischen Vater und seinen Bemühungen, die künstliche Ernährung seiner Tochter einstellen zu lassen, die siebzehn Jahre im Wachkoma gelegen hatte und in einem Pflegeheim untergebracht war. Ministerpräsident Berlusconi versuchte noch in letzter Minute, mittels Notverordnung, die vom Gericht bestätigte Beendigung der lebenserhaltenden Maßnahmen zu verhindern, ohne Erfolg. Die Frau starb am 9. Februar



Dr. Friedrich Mennecke...

Ein deutscher Arzt schreibt nach Feierabend an seine Frau.

dieses Jahres. Ob sie bis zu diesem Tag überhaupt noch gelebt hat, darüber wird gestritten. Über die Frage, was Leben ist, wann es beginnt und wann es endet – darüber wird es in einer sich pluralistisch nennenden Gesellschaft nie Einigkeit geben.

„Aussagen über die Lebensqualität von Wachkomapatienten halte ich für schwierig“, sagt Alfred Simon, habilitierter Philosoph und Geschäftsführer der Göttinger Akademie für Ethik in der Medizin. Man wisse zu wenig darüber, ob diese Menschen überhaupt etwas wahrnehmen; auf jeden Fall gebe es keine eindeutigen Belege dafür, dass Wachkomapatienten lebenserhaltende Maßnahmen als so belastend erleben, dass dadurch die weitere Durchführung dieser Maßnahmen medizinisch grundsätzlich in Frage zu stellen wären. – Simon hält die derzeitige Praxis – in dubio pro vita – für das kleinere Übel, verglichen mit der Gefahr, dass die Gesellschaft irgendwann Menschen sterben lässt, nur weil sie ihren Wunsch nach weiterer Lebenserhaltung nicht dokumentiert haben. Ähnlich sieht es der „Morgenröte“-Chef Oberfeld: Eine zu liberale Sterbehilfepraxis könne zu einem Alibi werden für Fehlentwicklungen im sozialen Bereich und im Gesundheitswesen. Nach dem alten Motto: Bist du arm, musst du eher sterben.

Überhaupt werde es für die Pflegeheime immer schwieriger, kostendeckend zu arbeiten. Die Sozialämter würden Leistungen kürzen, bei den Krankenkassen sehe es auch nicht besser aus.

Manchmal aber geschehen doch noch kleine Wunder! Herr T., ein Vietnameser, der schon einige Jahre in der „Morgenröte“ lebt, benutzt neuerdings richtige Zahncreme. Eine Logopädin hilft ihm dabei. Im Rollstuhl hat sie ihn ans Waschbecken gefahren. Mundhygiene ist eine sensomotorische Stimulation, sagt sie, ein Input der gegeben wird. Herr T. ist seit einiger Zeit „aufgewacht“, jedoch noch nicht bei vollem Bewusstsein, aber immerhin. Die Schwester wird von ihm schon mal auf Französisch begrüßt („Comment allez vous?“) Meist redet er aber in seiner Heimatsprache. Dabei wiederholt er immer einen ganz bestimmten Satz, glaubt die Logopädin, den sie sich von seinem Bruder hat übersetzen lassen: „Wenn du nicht richtig schlafen kannst, wenn du nicht essen kannst und wenn du nicht sprechen kannst, dann bist du kein Engel.“ – Ein bisschen Engel sei er schon wieder, sagt die Logopädin, lächelt, berührt seine Hand.

Bielefeld, den 20.11.1941
(20.30 h)

Mein liebes Putteli,

Wieder ist ein harter Arbeitstag zu Ende. Ich sitze allein in meinem Hotel und habe soeben zum Abendessen gekochten Kabeljau mit Salzkartoffeln u. Senf-Sauce zu mir genommen. Jetzt leiste ich mir ½ Flasche „1934er Crettnacher Eucharienberg“ von den Ufern der Saar. Von den andern sind die meisten in's Kino gegangen, um sich das „Wunschkonzert“ anzusehen. – Die heutige Arbeit ging wieder ziemlich flott. Das Haus „Arafna“ mit 68 Insassen ist fertig geworden, von denen ich 34 gemacht habe. Es handelt sich um diejenigen Kranken, die in dem Haus „Klein Bethel“ den Bombenhagel über sich ergehen ließen – Du kennst das Haus „Klein Bethel“ von außen – und die jetzt nach „Arafna“ umgezogen sind. Meine heutige Tätigkeit erstreckte sich also auf erhebliche Todeskandidaten, denn alle diese Frauen und Mädchen hätten auch damals schon ihre Leben lassen können, wie die anderen Opfer. – Morgen früh kommt das Haus „Siloah“ an die Reihe. Nach dem vorgesehenen Arbeitsplan schreitet unsere Arbeit rüstiger fort, als vorher erwartet wurde. Aber wann wir fertig sein werden, lässt sich noch nicht übersehen. Ich taxiere, dass wir etwa heute in 8 Tagen, also Donnerstag fertig werden; aber sicher ist das noch nicht. Jedenfalls werde ich sofort nach Abschluß unserer Arbeiten nach Göttingen fahren. Ich erwarte nun Deine Mitteilung, ob Du am Montag nach Göttingen nach fährst oder ob Du nun doch noch ein paar Tage dort wartest. Wenn Du schreibst, daß Du am Montag fährst, werde ich sofort an's Hotel „Krone“ in Göttingen schreiben. Ich freue mich eigentlich sehr auf Göttingen. – Bis jetzt hat es noch keinen Fliegeralarm gegeben; hoffentlich bleiben wir weiter verschont. Ich werde mich heute abend sehr bald zum Lesen in meine Haya verfügen obwohl es sich auch hier unten im Wein-Restaurant gut sitzt. Der Rahmen dieser Kommission ist zu groß, um eine richtige Geselligkeit in den arbeitsfreien Stunden mit sich zu bringen. Im Kreise der Herren Professoren wird mir zu viel gefachsimpelt; der Kreis der jüngeren Herren ist mir zu vagabund und zu grün; also bin ich ebenso gern für mich allein. – Ob ich wohl schon morgen früh von Dir Nachricht bekomme? Für Deine Reise wünsche ich Dir jedenfalls schon jetzt alles Gute „störungsfrei!“ – Heute Mittag habe ich die 100 Mark in Empfang genommen. Sie sind telegraphisch geschickt u. waren schon am Sonntagmorgen hier. – Nun komm wieder in meine Arme, mein liebes kleines Puttli-Mutti, und nimm innigste Pa-Küßli's von deinem treuen Fritz. Auch an die Eltern herzlichste Grüße!

Freitag, d. 21.11.41. 7.45 h: Herzinnigsten Guten Morgen, mein Lieb! Die Nacht ist ohne Störung mit bestem Schlaf von 23.00 bis 7.00 h vergangen. Fröhlichen Sonntag! Dein tr.

Fritz.

Rezension

Simone de Beauvoir Ein sanfter Tod

von Jan Plöger

Simone de Beauvoir, Schriftstellerin, Philosophin, Feministin, ist wohl vor allem für ihr 1949 erschienenes Buch „Das andere Geschlecht“ bekannt, welches als ein Meilenstein feministischer Literatur gilt. Weniger bekannt ist ihre Auseinandersetzung mit den Themen Altern und Tod wie im vorliegenden Werk.

Bei einem Sturz im Badezimmer zieht sich Simones Mutter einen Bruch des Schenkelhalsknochens zu. Dieser muss operativ im Krankenhaus behandelt werden. Dort wird eine weit fortgeschrittene Krebserkrankung festgestellt. Ausgerechnet Krebs, vor dem die Mutter schon immer Angst gehabt hatte. Doch diese erfährt nichts von ihrer Erkrankung. Simone und ihre Schwester erzählen ihr von einer Bauchfellentzündung, von der sie schon bald wieder geheilt sein würde. Die Ärzte tun alles, um den Tod hinauszuzögern. Die beiden Schwestern halten eigentlich nicht viel von dieser Behandlung, wünschen, dass das Leben ihrer Mutter bald beendet wäre („Wozu die Sonde; warum soll Mutter gequält werden, wenn doch keine Hoffnung mehr ist?“). Die alte Dame jedoch findet Gefallen an ihrem Leben als Patientin, die nur noch für sich selbst leben möchte und sich gerne bedienen lässt. Sie ärgert sich über jede mit Schlaf „vergeudete“ Minute ihres Lebens. Simone de Beauvoir ihrerseits gelingt es während dieser Zeit, sich über das Verhältnis zu ihrer Mutter klar zu werden und sich ihr zu nähern und Fehler im Umgang mit ihr zu bereuen. Dabei bleibt ihr am Ende fast zu wenig Zeit. Der schlussendliche („sanfte“) Tod, der Buchtitel sagt es bereits, überrascht sie geradezu. Den Tod hält sie für einen Unfall, einen Gewaltakt. Er ist für sie durch seine Anwesenheit die Infragestellung der Welt.

Ohne die Zeit des Sterbens hätte Simone de Beauvoir keine Zeit für den beschriebenen Prozess der Annäherung an ihre Mutter gehabt. Wären die Ärzte ihrem Willen gefolgt und hätten die notwendigen Behandlungen unterlassen, hätte es keinen Anlass gegeben, sich mit der Person der Mutter, ihrem Leben und der Beziehung zu ihr auseinander zu setzen. ■

Simone de Beauvoir, Ein sanfter Tod, Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1965

Die Korrespondenz von Dr. Friedrich Mennecke und seiner Frau Eva Mennecke umfasst rund 8000 Briefe, ganz ähnlich dem abgedruckten. Akribisch schildert Dr. Mennecke dort seinen Alltag. Mennecke war Leiter der psychiatrischen Anstalt Eichberg. In der dort eingerichteten „Kinderfachabteilung“ wurden Kinder durch Überdosierung von Medikamenten ermordet. Ab Januar 1940 war Mennecke „Gutachter“ der sogenannten Aktion T4 (Zu T4 s. auch Mondkalb 2#2008). Dieser Name ist eine Tarnbezeichnung für den organisierten Mord an Kranken und Behinderten im nationalsozialistischen Deutschland. Später war er im Rahmen der sogenannten Aktion 14F13 an der Selektion nicht mehr „arbeitsfähiger“ und kranker Häftlinge in den Konzentrationslagern Sachsenhausen, Ravensbrück, Dachau, Auschwitz und Buchenwald beteiligt. Wegen der Beteiligung an 2500 Morden wurde Mennecke im sogenannten Eichberg-Prozess zum Tod verurteilt. Er starb vor Vollstreckung des Urteils im Januar 1947.

Die 34 Menschen, von denen Mennecke an seine Frau schreibt, sind von ihm „begutachtet“ worden. Diejenigen, bei denen er ein Kreuz auf den sogenannten Meldebogen setzte, wurden getötet. Die 17 „Opfer“ auf die sich Mennecke bezieht, starben bei einem Luftangriff.

Die Briefe Menneckes wurden 1987 vom Hamburger Institut für Sozialforschung veröffentlicht und kosten im Buchhandel 48 €.

Friedrich Mennecke: Innenansichten eines medizinischen Täters im Nationalsozialismus. Eine Edition seiner Briefe 1935-1947, Bd. 1/2, Hamburg 1987





Schluss-Strich

Der Tod ist groß.
Wir sind die Seinen
lachenden Munds.
Wenn wir uns mitten im Leben meinen,
wagt er zu weinen
mitten in uns.

Rainer Maria Rilke (✝ 1926)

Straßenblockade

von Harald Dreibuhn

Der Mittag des 12. Mai 2009 ist sonnig. Aber es geht ein empfindlich kalter Wind. Die Passanten, die auf dem Teil der Oranienstraße in Berlin Kreuzberg zu sehen sind, der zwischen der Senatsverwaltung für Soziales und der Bundesdruckerei verläuft, haben sich warm eingepackt. Die meisten von ihnen gehen in der Kantine der Senatsverwaltung zum Mittagstisch. Der Verkehr fließt wie meist um diese Uhrzeit normal und ohne Stockungen.

Ab 13:00 Uhr kommen unweit des Senatsgebäudes etwa 50 Leute zusammen. Mehr als 30 von ihnen sitzen in Rollstühlen und haben sichtlich eine schwere Behinderung. Plakate werden verteilt, ein Megaphon wird ausgepackt, Absprachen werden getroffen. Gegen 14:00 Uhr fahren einige der Rollstuhlfahrer an den Straßenrand. Drei Kleintransporter halten an. Betten werden ausgeladen und auf die Fahrbahn gestellt. Nun drängen alle auf die Straße. Leute werden in die Betten gelegt. Der Verkehr stockt. Bald kommt er ganz zum Erliegen, blockiert von Rollstühlen und Betten. Flugblätter werden verteilt. Ein Mann im Rollstuhl erklärt über Megaphon, warum die Blockade stattfindet.

Die Leute in den Betten und Rollstühlen sind auf persönliche Assistenz angewiesen. Das ist eine Form der Hilfeerbringung, bei der die, die die Hilfe benötigen, bestimmen, wer bei ihnen arbeitet, wann und wo gearbeitet wird und welche Arbeiten wie getan werden. So können auch schwerbehinderte Bürger über ihren Alltag und ihr Leben verfügen. In einem Heim oder mit einem üblichen Pflegedienst wäre das nicht möglich. Nur mit Assistenz ist Menschen mit einem umfangreichen Hilfebedarf in ausreichendem Maße Teilhabe an den allgemeinen Werten der Gesellschaft möglich.

Die Assistenten arbeiten im Privatbereich der behinderten Menschen. Ihre Tätigkeit berührt deren Intimsphäre. Die Assistenten führen das aus, wozu diese nicht in der Lage sind: Ankleiden, Körperhygiene, Haushalt, Unterwegsbegleitung, Kommunikation. Assistenz stellt so etwas wie die erweiterte Körperlichkeit der behinderten Person dar. Sie erfordert Diskretion, soziale Kompetenz und körperliche Fitness. Sie ist eine sehr anspruchsvolle Tätigkeit, aber sie wird nicht angemessen bezahlt.

Das Land Berlin hatte vor fast 30 Jahren eine Vorreiterrolle bei der Ermöglichung von Assistenz und deren Finanzierung inne, nicht zuletzt deshalb, weil damals und auch in späteren Jahren die Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales hier in der Oranienstraße 106 sich dem Gespräch mit Assistenzbedürftigen stellte und deren Forderungen nachvollziehen konnte.

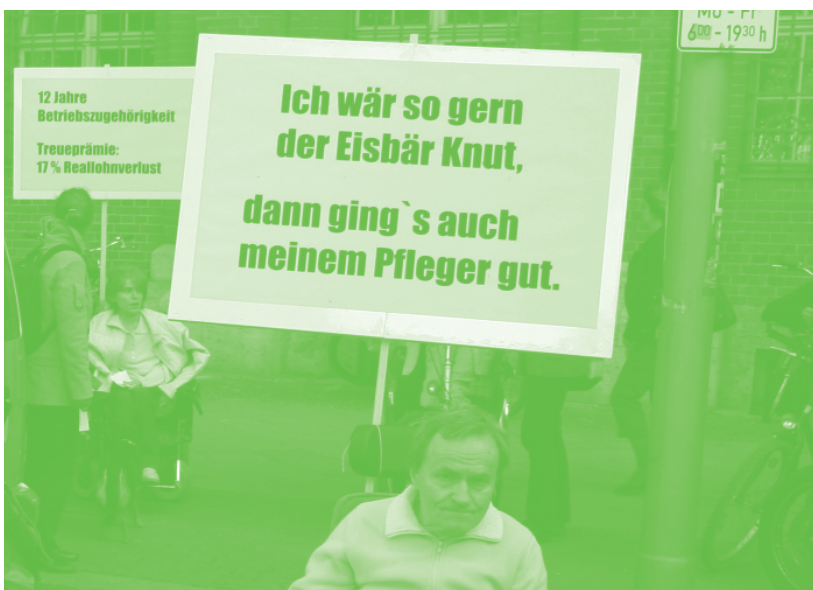
Die Blockierer kommen vom Bündnis für selbstbestimmtes Leben behinderter Menschen. Das gibt es bereits seit Mitte der 90er Jahre. Es findet immer wieder zusammen, wenn die Erbringung von Assistenz bedroht ist. Nun stehen sie hier auf der Straße, weil die Entgelte für Assistenz seit 12 Jahren nicht angehoben wurden.

Das bedeutet für die Assistenten einen Reallohnverlust von etwa 17 Prozent in diesem Zeitraum. Ein Assistenzdienst musste die Löhne für Mitarbeiter, die neu eingestellt werden, sogar um 15 Prozent absenken.

Die Betroffenen sind hier in erster Linie diejenigen, die jetzt schon 10 Minuten den Nachmittagsverkehr aufhalten: Leute, die auf Assistenz angewiesen sind. Die Tatsache, dass die Entlohnung von Assistenz mittlerweile nahe der Grenze zum Niedriglohnsektor liegt, wirkt sich auf ihren Alltag aus. Immer schwerer finden sie Leute, die eine solche Tätigkeit für diesen Lohn zu tun bereit sind. Und wenn sie welche finden, sind die bald wieder weg, weil sie einen besser bezahlten Job gefunden haben. Dabei ist es gerade in der Assistenz von hoher Wichtigkeit, dass Mitarbeiter über längere Zeiträume bleiben. Nur so kann ein vertrauensvolles Verhältnis entstehen. Zudem besetzt der Stress ständig neuer Einarbeitungen Ressourcen, die eigentlich für die Ausgestaltung des Alltags nötig wären. Aber auch Assistenten, die längere Zeit bleiben, sind gezwungen, sich einen zweiten Job zu suchen, und sind damit in der Dienstplanung schlechter verfügbar, kommen nicht ausgeruht zur Arbeit und sind unzufrieden mit ihrer Situation. Wenn Menschen, auf die man angewiesen ist, unzufrieden sind, weil man auf sie angewiesen ist, ist das eine sehr unglückliche Kombination, die mit der erhofften Handlungsfreiheit für schwerbehinderte Menschen durch Assistenz nur noch wenig zu tun hat. Wenn sich dieser Trend fortsetzt - und das ist bei Wirtschaftskrise und Sparzwang der öffentlichen Hand naheliegend -, wird Assistenz bald unmöglich sein.

Nach einer Viertelstunde kommt die Polizei. Gleichzeitig erscheint die Staatssekretärin Frau Dr. Leuschner auf der Straße. Die Blockierer gehen mit der Staatssekretärin ins Foyer der Senatsverwaltung. Der Verkehr kann endlich wieder fließen. Die Staatssekretärin stellt sich für 15 Minuten den Anfragen der Demonstranten. Mehr Zeit hat sie nicht. Sie versteht das Anliegen, verspricht auch, ihr Möglichstes zu tun, und stellt weitere Gespräche in Aussicht. Trotzdem hat sie wenig Hoffnung, dass sich bis Ende 2010 etwas ändern wird. Solange läuft der Vertrag, der die Entgelte für Assistenz festsetzt. Kann es noch anderthalb Jahre so weitergehen? Die Gesichter der Betroffenen sind hart.

Die Blockierer zerstreuen sich. Plakate werden eingepackt, Rollstühle in Fahrzeugen verstaut. Die Polizei nimmt die Personalien der Verantwortlichen auf. Immerhin war das eine illegale Aktion. Es weht noch immer ein scharfer, kalter Wind. ■



Fotos: Klaus Lang

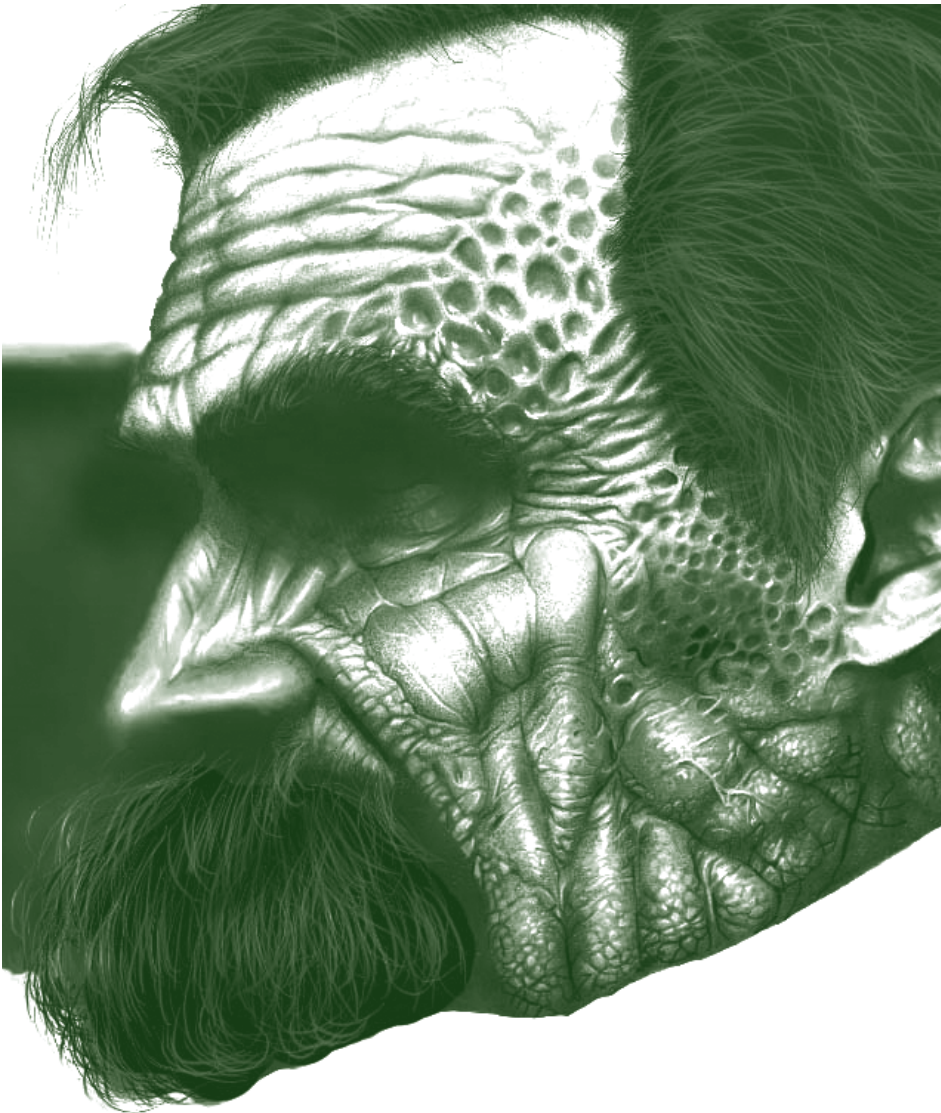


Der tolle Mensch

von Friedrich Nietzsche

Habt ihr nicht von jenem tollen Menschen gehört, der am hellen Vormittag eine Laterne anzündete, auf den Markt lief und unaufhörlich schrie: „Ich suche Gott! Ich suche Gott!“ Da dort gerade viele von denen zusammenstanden, welche nicht an Gott glaubten, so erregte er ein großes Gelächter. „Ist er denn verlorengegangen?“ sagte der eine. „Hat er sich verlaufen wie ein Kind?“ sagte der andere. „Oder hält er sich versteckt? Fürchtet er sich vor uns? Ist er zu Schiff gegangen? ausgewandert?“ - so schrien und lachten sie durcheinander. Der tolle Mensch sprang mitten unter sie und durchbohrte sie mit seinen Blicken. „Wohin ist Gott?“ rief er, „ich will es euch sagen! Wir haben ihn getötet - ihr und ich! Wir sind seine Mörder! Aber wie haben wir das gemacht? Wie vermochten wir das Meer auszutrinken? Wer gab uns den Schwamm, um den ganzen Horizont wegzuwischen? Was taten wir, als wir diese Erde von ihrer Sonne losketteten? Wohin bewegt sie sich nun? Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort die Nacht und mehr Nacht? Müssen nicht Laternen am Vormittag angezündet werden? Hören wir noch nichts von dem Lärm der Totengräber, welche Gott begraben?

Riechen wir noch nichts von der göttlichen Verwesung? - auch Götter verwesen! Gott ist tot! Gott bleibt tot! Und wir haben ihn getötet! Wie trösten wir uns, die Mörder aller Mörder? Das Heiligste und Mächtigste, was die Welt bisher besaß, es ist unter unsern Messern verblutet - wer wischt dies Blut von uns ab? Mit welchem Wasser könnten wir uns reinigen? Welche Sühne feiern, welche heiligen Spiele werden wir erfinden müssen? Ist nicht die Größe dieser Tat zu groß für uns? Müssen wir nicht selber zu Göttern werden, um nur ihrer würdig zu erscheinen? Es gab nie eine größere Tat - und wer nun immer nach uns geboren wird, gehört um dieser Tat willen in eine höhere Geschichte, als alle Geschichte bisher war!“ Hier schwieg der tolle Mensch und sah wieder seine Zuhörer an: auch sie schwiegen und blickten befremdet auf ihn. Endlich warf er seine Laterne auf den Boden, dass sie in Stücke sprang und erlosch. „Ich komme zu früh“, sagte er dann, „ich bin noch nicht an der Zeit. Dies ungeheure Ereignis ist noch unterwegs und wandert - es ist noch nicht bis zu den Ohren der Menschen gedrungen. Blitz und Donner brauchen Zeit, das Licht der Gestirne braucht Zeit, Taten brauchen Zeit, auch nachdem sie getan sind, um gesehen und gehört zu werden. Diese Tat ist ihnen immer noch ferner als die fernsten Gestirne - und doch haben sie dieselbe getan!“ - Man erzählt noch, dass der tolle Mensch desselbigen Tages in verschiedenen Kirchen eingedrungen sei und darin sein Requiem aeternam deo angestimmt habe. Hinausgeführt und zur Rede gesetzt, habe er immer nur dies entgegnet: „Was sind denn diese Kirchen noch, wenn sie nicht die Gräber und die Grabmäler Gottes sind?“



Anzeigen

ES GIBT KEINEN RICHTIGEN URLAUB IM FALSCHEN.

Aber es gibt das
HERRSCHAFTSKRITISCHE SOMMERCAMP
Mit dem besten aus
Kulturindustrie + Gesellschaftskritik.

07. BIS 16. AUGUST 2009 FUSION-GELÄNDE LÄRZ
www.links-sommerecamp.de

NATURFREUNDEJUGEND BERLIN

barrierefrei!

JUNGE LINKE SEMINARE 09/11
GEGEN KAPITAL UND NATION

INFOS UNTER WWW.JUNGE-LINKE.NET

12.-14. JUNI
VON MENSCHEN UND TIEREN
POLITISCHER VEGANISMUS

19.-21. JUNI
WENN DU DENKST, DANN DENKST DU NUR DU DENKST
HIRNFORSCHUNG

3.-5. JULI
WE DON'T WANT A PIECE OF CAKE - WE WANT THE WHOLE FUCKING BAKERY
KAPITALISMUSKRITIK

26. JULI-2. AUG.
STATT 60 JAHRE BRD ZU FEIERN - FERIEN VON DEUTSCHLAND MACHEN
ANTINATIONALES SOMMERCAMP²

29. AUG.
DIE GEWALT DER ORDNUNG - STRAFWESEN UND KNAST

MEHR TEXTE ZU THEMEN WIE:
FINANZKRISE, RELIGION UND ETHIK, BEHINDERUNG UND DAS BÜRGERLICHE SUBJEKT AUF WWW.JUNGE-LINKE.DE

Infoband: 211 07 02
Martin-Luther-Straße 14/2. OG

Liberty

Superschlauer Liebestempel
Mo-Fr 10h-22h
Sa/So + feiertags 12h-20h

Auf 600qm erstreckt sich eine Welt voller knisternder Erotik! In 17 märchenhaften Zimmern verwöhnen Dich junge sexy Girls in entspannter diskreter Atmosphäre!
Jetzt auch mit Whirlpools

www.libertyberlin.de

Honig

aus dem Peenetal in Vorpommern,
kalt geschleudert, gründlich gerührt, ohne Zusätze,
Bienenvölker ohne Pharmazie

Frühtracht 500 g Glas 3,00 €
Spätracht 500 g Glas 4,00 €

abholbar in Berlin-Neukölln,
gegen Aufpreis Lieferung möglich

Bestellungen unter: juice@magic.ms

Selbstbestimmt leben mit Assistenten und Assistentinnen Ihrer Wahl

Assistenz für behinderte Menschen in der eigenen Wohnung.
Bis zu 24 Stunden täglich in allen Bezirken Berlins - in den Bereichen
Grundpflege, Hauswirtschaft, Kommunikation und Mobilität
jetzt auch: Beratung zum persönlichen Budget

ad: ambulante dienste e.V.

Urbanstraße 100 10967 Berlin
Ruf 030-69 04 870
Fax 030-69 04 87 23
adberlin@gmx.de
www.adberlin.com

Wir beraten Sie - telefonisch oder bei einem unverbindlichen Hausbesuch!

„Es gibt Tage, an denen ich auf die Straße gehe und das Gefühl habe, Lächeln wäre ein ebenso beliebter Sport wie Joggen... Bei einigen stört es mich nicht, bei anderen kann ich es kaum ertragen...“

So beschreibt Marie Gronwald, wie ihr Mitmenschen mit reflexartigem Lächeln begegnen, wenn sie in ihrem Rollstuhl unterwegs ist.

In achtzehn eindringlichen Episoden gibt die Autorin Einblick in ihre außergewöhnlichen Lebensbedingungen. Sie erzählt von frühen Erfahrungen in Kindergarten und Schule, schildert Unfälle, abwegige Heilungsversuche selbsternannter Experten oder die bestürzende Ignoranz mancher Zeitgenossen. Aber sie erlebt auch spontane Hilfsbereitschaft und erfrischende Normalität. Ganz offen spricht sie von ihren Sehnsüchten und Träumen.

Es überrascht, wie konzentriert sie ihre Umgebung beobachtet: Erstaunliche Details rücken ins Zentrum ihrer Wahr-

100 Seiten, 21 x 20 cm,
mit 23 farbigen Zeichn., Broschur, 14,90 €
ISBN 978-3-939 721-10-9

Marie Gronwald
Der schöne Schein des Lächelns
Erzählungen

Mit Illustrationen von Sulu Trüstedt

Westkreuz-Verlag

nehmung, Feinheiten, die dem Eiligen entgehen. Unsentimental und mit leiser Ironie spiegelt sie dem Leser die Welt aus ihrer besonderen Perspektive.

Sulu Trüstedt trifft mit ihren wunderbaren Zeichnungen genau den Ton der Autorin. Jedes Kapitel wird mit ihren farbigen Illustrationen abgerundet.



„

So troll'n wir uns

So troll'n wir uns ganz fromm und sacht
vom Weingelag und Freudenschmaus,
wenn uns der Tod ruft: Gute Nacht,
dein Stundenglas rinnt aus!
Wer heut noch frech den Schnabel wetzt
und glaubt ein großer Herr zu sein,
paß auf, der Schreiner hobelt jetzt
schon grad an deinem Schrein.

Scheint das Grab dir tief und dumpf sein Druck,
Alavott, so nimm noch einen Schluck
und noch einen hinterher
und rasch noch zwei dreie mehr,
dann stirbt sich's nicht so schwer.

Der nach des andern Liebsten schießt
und doch sich fühlt als Nobelmänn
paß auf! Dem Spielmann, der dir spielt,
springst du ins Grab voran!
Und du, der toll vor Eifersucht
zerschmiß einst jedes Glas im Saal-
wenn dich der Tod im Bett besucht-
Hoch lebe dein Rival!

Scheint das Grab dir tief und dumpf sein Druck,
Alavott, so nimm noch einen Schluck
und noch einen gleich dabei
und rasch noch zwei und noch drei,
dann stirbst du sorgenfrei.

Was hifts, wenn du vor Wut auch spuckst,
der Tod ist keiner Münze feil,
Von jedem Schlückchen, das du schluckst,
schluckt schon der Wurm sein Teil.
Ob niedres Pack, ob hohe Herrn –
am Ende sind wir Brüder doch:
dann leuchtet uns der Abendstern
ins gleiche finstre Loch.

Scheint das Grab dir tief und dumpf sein Druck,
Alavott, so nimm noch einen Schluck
und noch einen hinterher
und rasch noch zwei dreie mehr,
dann stirbt sich's nicht so schwer.

Carl Michael Bellmann († 1795)
Aus dem Schwedischen von Carl Zuckmayer († 1977)

Zwei Tote

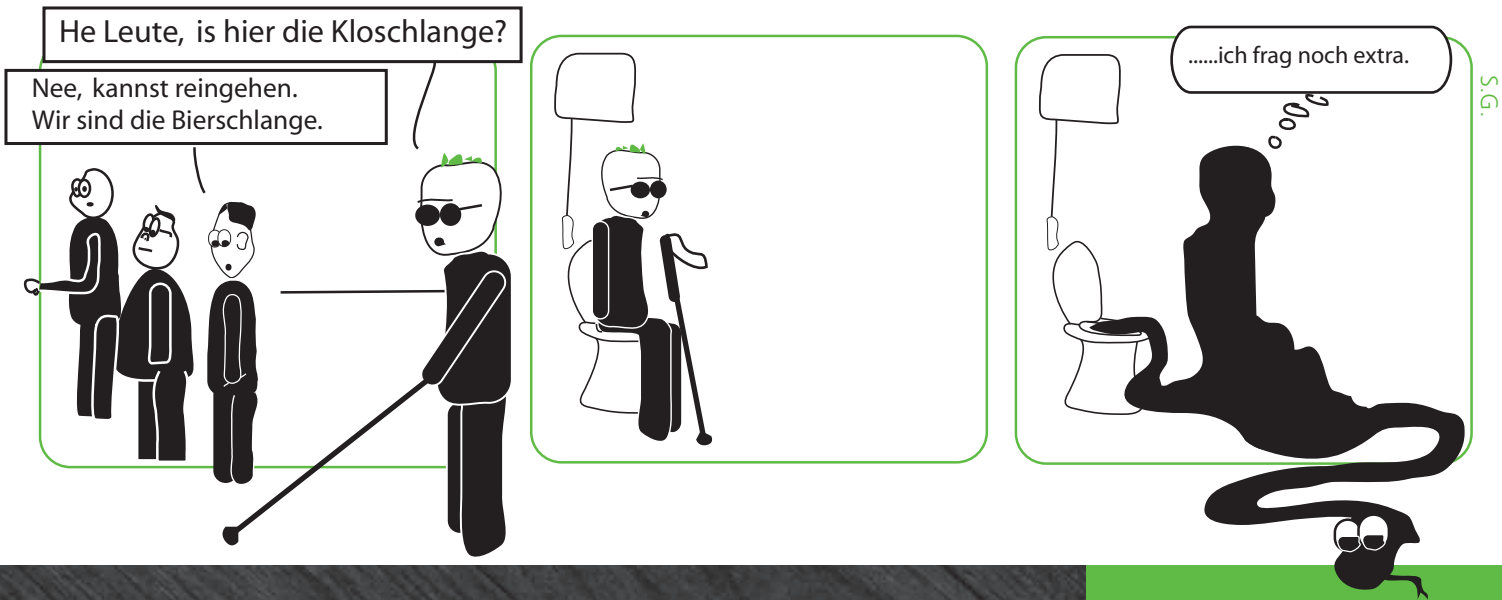
von Matthias Vernaldi

Seit Erscheinen der letzten Ausgabe unserer Zeitung - das ist leider über ein Jahr her - sind zwei wichtige Frauen der Behindertenbewegung gestorben, die auch hier veröffentlicht haben:
Ursula Eggli am 2. Mai 2008 im Alter von 63 Jahren und Harriet McBryde Johnson am 4. Juni 2008 im Alter von 50 Jahren.
In unserer dritten Ausgabe veröffentlichten wir einen Artikel von Harriet McBryde Johnson aus dem Jahr 2002, in welchem sie an ihrem Beispiel (sie war hochgradig auf Pflege und Assistenz angewiesen) darlegt, welch hohe Qualität ein Leben mit einer schweren Behinderung haben kann. Sie war über die USA hinaus bekannt, weil sie vehement gegen Sterbehilfe und Euthanasie Stellung bezog. Ironischerweise erschien zu ihrem Tod ein Nachruf in der New York Times, verfasst von Peter Singer, der Gallionsfigur der Euthanasiebefürworter. Sie hatte sich hier mit ihm zuvor ein Duell geliefert und so wurde er gefragt, ob er zu ihrem Tod etwas schreiben wolle.
Von Ursula Eggli veröffentlichten wir in unserer ersten Ausgabe 2007 einen Auszug aus ihrem bereits 1977 erschienenen Tagebuch „Herz im Korsett“, in welchem sie beschrieb, wie sie sich als damals junge Frau mit Behinderung fühlte. Auch nach 30 Jahren hat es kaum an Aktualität eingebüßt. Ihr Leben lang war sie eine zentrale Figur der emanzipatorischen Behindertenbewegung im deutschsprachigen Raum. Sie machte nie einen Hehl daraus, dass sie aktive Sterbehilfe befürwortete und deutete in den letzten Jahren auch immer stärker an, dass sie diese in Anspruch nehmen wolle. Ihr Engel war gnädig und ließ sie eher sterben als geplant. ■

Was Leser sich so denken...

Hallo,
ich habe gerade das erste Mal eure Zeitung gelesen. Ich hab sie wütend zerrissen. Wie geht ihr eigentlich mit euch selber um, wenn ihr euch so tituliert (Krüppel etc.)?! Was ist das? Verbitterung? Wir haben alle unser Handykap! Und glaubt mal nicht das ich auf solche Partys eingeladen werde(Thema Arbeit). Ich habe zwei Menschen die mir sehr nahe stehen mit offiziellem Handykap. Sie lieben ihr Leben und werden geliebt. Punkt. Ich hoffe eure blöde Zeitung nie wieder zu Gesicht zu bekommen!

In unserer neuen Rubrik „Was Leser sich so denken...“
veröffentlichen wir Zuschriften unserer Leser.



Jedes Leben und jede Zeitung ist mal zu Ende. Darum: Loslassen lernen.

Impressum:

Redaktion:
Jan Plöger (Sitzredakteur, V.i.S.d.P.),
Marie Gronwald, P.R. Iapos (Redakteur für alles Schöne), Rebecca Maskos, Lena Anders, Stefan Gerbing, Karsten Krampitz, Matthias Vernaldi, Friedrich Nietzsche

Redaktionsassistentz:
Stefan Weise

Auflage:
10.000 Exemplare

Layout:
Stefan Gerbing

Post an die Redaktion:
Stuttgarter Straße 46, 12059 Berlin

Telefon: 030 / 681 53 23

Mail:
mondkalb@email.de